

Das Geräth.¹

Was von geräthschaftlichen Erzeugnissen der Bevölkerung des mittleren Europas aus vorgeschichtlicher Zeit erübrigt ist im Grunde genommen gering, und wenig geeignet auf eine bei ihr schon stattgehabte weiter greifende gewerbliche Thätigkeit schliessen zu lassen. Dasselbe entspricht im Wesentlichen den schon mehrfach berührten Geschirren, zum grösseren Theil von gebrannter Erde, und den zumeist napf- und schüsselförmigen Behältern von Bronze oder Gold, wie dies die Gräberstätten ergaben (S. 430; S. 439 ff.: *Fig. 205 bis Fig. 207*). Auch was noch sonst an derartigen Resten in ihren Gräbern gefunden ward, wie namentlich einzelnes Handwerksgeräth (S. 441 ff.), deutet nicht minder darauf hin, dass vor ihrer näheren Berührung mit den gebildeten Italiern und den schon romanisirten Völkern ihr Bedürfniss nach eigentlich geräthschaftlicher Ausstattung ein nur äusserst beschränktes war, selbst wenn sich gleichwohl annehmen lässt, dass sie nächst den aufgefundenen Geräthen auch frühzeitig schon im Besitz von noch mancherlei Gegenständen aus Holz und anderen Stoffen waren, welche bei deren Vergänglichkeit dem heutigen Urtheil entzogen sind (vergl. unt.).

I. So sicher es denn wohl einerseits ist, dass diese urgermanische Bevölkerung die Bekanntschaft mit Erzeugnissen höher entwickelter Handwerklichkeit zunächst und vor allem den Römern verdankte, wie dies auch an sich schon die zahlreichen Reste römischer Geräthschaften bezeugen, die man gleichfalls

¹ Auch hierfür sind zunächst wiederum die schon früher (S. 59 not. unt. no. 3; S. 457 not. 1) näher bezeichneten Werke zu nennen. Nächst dem folgende zum Theil erst kürzlich erschienene Prachtwerke, die indess für den vorliegenden Zeitraum auch nur sehr vereinzelt enthalten: J. B. Waring. *Masterpieces of industrial art and sculptur. At the international exhibition 1862.* London 1863. E. Lièvre. *Collection Sauvageot, dessinée et gravée à l'aquarelle. Accompagnée d'un texte historique et descriptif par A. Sauzay.* Paris 1863. J. C. Robinson. *The art wealth of England. A series of photographs, representing fifty of the most remarkable works of art contributed on loan to the special exhibition at the south Kensington Museum 1862, selected and described. Published by authority of the science and art department of the committee of council on education by Messrs. P. and D. Colnaghi, Scott and Co.* 1863; dazu: D. van der Kellen. *Nederlands-Oudheden verzameling van Afbeeldingen der voor Wetenschap, Kunst en Nijverheid, meest belangrijke voorwerpen uit vroegen Tijden etc.* Amsterd. 1860. J. H. v. Hefner-Alteneck. *Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst des Mittelalters und der Renaissance.* Frankfurt a. M. 1862. Derselbe u. C. Becker. *Kunstwerke und Geräthschaften des Mittelalters.* Frankf. a. M. III. Bd. (1863). M. De Labord. *Notice des émaux bijoux et objets divers-exposés dans les galeries du musée du Louvre (Vol. I: Histoire et descriptions. Bes. Vol. II: Documents et glosaire).* Paris 1853.

in ihren Grabstätten vorfand (S. 441), so wenig steht andererseits zu bezweifeln, dass sie sich während ihrer Ausbreitung über das weströmische Reich und selbst noch lange nach dessen Einnahme bei weitem mehr an den ihr dadurch zugefallenen Reichthümern und an der gewerblichen Thätigkeit der dortigen Handwerker genügen liess, als dass sie sich einer solchen Bethätigung etwa gleich selber zugewandt hätte: denn dazu fehlte es ihr zuvörderst an der nöthigen Befähigung und Ruhe; auch liessen sie wohl eben jene Reichthümer, bestehend in Schätzen aller Art, noch um so weniger darauf Bedacht nehmen, als sie sich durch diese im Verhältniss zu ihrer bisherigen Einfachheit auf lange Zeit hin mit jeglichen Mitteln zur Befriedigung auch selbst des erdenklichsten Aufwandes ausgestattet sah. Wie gross aber solche Reichthümer in der That gewesen sein müssen, das vermag allein schon ein Einblick in die mannigfachen Zeugnisse von gleichzeitigen Berichterstatern über den ungemessenen Aufwand der Römer unter den jüngeren Kaisern unzweideutig darzulegen (S. 487 ff.), wie denn nicht minder auch die Beschreibung der Hochzeitfeier des Gothen *Ataulfs* mit *Placidia* um 414,¹ und die Nachrichten von den Schätzen der späteren fränkischen Könige, der *Merowinger*, zu bestätigen.

A. Ohne nun zu wiederholen, was bereits bei Besprechung der Tracht über die Aneignung römischen Wesens von Seiten hauptsächlich der östlichen Gothen, der Burgunder und Langobarden im Allgemeinen mitgetheilt ward,² das selbstverständlich in ähnlichem Maasse auch für das Geräth im Ganzen gilt, sei nur noch hinsichtlich der Franken bemerkt, dass diese, wie überhaupt weniger geneigt von ihrer volksthümlichen Roheit zu lassen,³ ebenso auch in Betreff der Ausübung einer höheren Handwerklichkeit am längsten bei der ihnen eigenen Beschränktheit und bei der ausschliesslichen Verwendung ihrer erbeuteten Schätze verharren. Freilich wohl dürfte als Grund dafür mit in Betracht zu ziehen sein, dass während die Gothen und Langobarden als die Beherrscher von Italien ja auch die altrömische Tradition bei weitem unmittelbarer aufnehmen und ungestörter erhalten konnten,⁴ diese dagegen in Gallien von je her

¹ Vergl. oben S. 492; dazu bes. E. Gibbon. Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs, VII. S. 461 (cap. XXXI): „Das Hochzeitsgeschenk der Stadt Rom allein bestand in einhundert Becken, davon fünfzig mit Goldstücken, die anderen fünfzig mit edlen Steinen von unschätzbarem Werthe bis zum Rande gefüllt waren; jedes der Becken von einem Jüngling getragen.“ — ² Vergl. oben S. 462 ff.; S. 467 und S. 492 ff. — ³ Desgl. S. 465 ff.; S. 499 ff. — ⁴ So sorgten namentlich auch die Langobarden für die Erhaltung

bei weitem weniger lebendig und namentlich im nördlichen Gallien immer nur dürftig gewesen war; indessen war dies doch auch hier keineswegs etwa in dem Grade der Fall, dass es nicht mindestens eine ähnliche Nachwirkung hätte ausüben können, wie denn ja einestheils selbst die Westgothen, andernteils die Burgunder vermochten, die von ihnen noch vorgefundenen Reste römischer Handwerklichkeit vor dem Verfall zu bewahren und sich allmählig zu eigen zu machen.¹

1. Dem gegenüber waren es nun allerdings auch vor allen die Franken, welche durch ihre vielfachen Kämpfe entschieden die grössten Reichthümer erwarben und in Schatzkammern aufspeicherten.² Inwieweit dies schon frühzeitig im weitesten Sinne statt hatte, dafür sprechen nächst den schon früher beigebrachten Nachrichten von der Vermehrung des Hofschatzes bis auf *Chilperich I.* und dem ungemeinen Aufwand seiner Gemahlin *Fredegunde* (S. 499; S. 500), noch anderweitige Zeugnisse hinlänglich, aus denen zugleich noch der Werth erhellt, den die vornehmen und herrschenden Stände auf derartige Schätze überhaupt legten. So, abgesehen von der häufigeren Erwähnung namentlich des *Gregor von Tours* von dem Besitzthum dieser Stände an grossen Massen von ungeprägtem und ausgeprägtem Gold und Silber, edlen Steinen u. dergl., deutet derselbe insbesondere auf deren Vorliebe für Prachtgefässe, hauptsächlich für umfangreiche Schüsseln von edelem Metalle hin.³ Als der König *Theoderich* in Verlegenheit darüber, dass sein Anschlag auf das Leben seines Bruders *Chlotar* vereitelt oder wohl gar verrathen sei, diesem zur Beschönigung seines verfehlten Vorhabens ein grosses silbernes Becken schenkte, gereuete ihm dies Geschenk dergestalt, dass er sich nicht nur bei den Seinigen über den Verlust beklagte, vielmehr seinen Sohn an *Chlotar* mit der niedrigen Bitte absandte, ihm das Becken zurückzugeben, was letzterer ohne weiteres that.⁴ — Nächst der Vorliebe für solche Becken, die sich vielleicht aus der früheren gleichsam volksthümlichen Anwendung

römischen Wesens, indem sie die alten, ihnen mithin von den Gothen überkommenen Einrichtungen, die Zünfte und Marktpolizei bestehen und nach heimischer Weise fortwirken liessen. Vergl. *Leo. Geschichte der italischen Staaten I. S. 85.*

¹ Vergl. *K. Türck. Forschungen auf dem Gebiete der Geschichte, 2. Heft (Rostock u. Schwerin 1829) S. 21 ff.* — ² Den Schatzkammern standen eigene Schatzmeister („*Cubicularius*“ und „*Thesaurius*“) vor, deren *Gregor v. Tours IV. 7, 26, VII. 13* erwähnt; vergl. *Paulus Diacon. IV. 3; III. 27.* — ³ *Gregor v. Tours III. 24; VI. 45* (gegen d. Ende des Kap.); dazu *W. Lindenschmidt. Vaterländische Alterthümer zu Sigmaringen. S. 59 ff.* — ⁴ *Gregor v. Tours. III. 7.*

der ihnen ähnlichen Gefässe von Gold, von Bronze und Holz erklärt (S. 724), und die auch beständig den vornehmsten Theil des Tafelgeräthes ausmachten,¹ suchte man dieses nun auch noch an sich vorzüglich prunkvoll zu beschaffen. Ein äusserst kostbares Geschirr der Art besass ein gewisser *Mummulus*, welches später, nachdem derselbe der Treulosigkeit bezüchtigt war, dem Könige *Gunthram* zu Theil wurde, der es sodann mit Ausnahme von zwei Schüsseln einschmelzen liess. Bei Gelegenheit einer Mahlzeit, die bei dem Könige statt hatte, bemerkte der König selber darüber:² „Alles Silber, was ihr hier erblickt, gehörte dem treulosen *Mummulus*. Nun ist es, Dank der Gnade Gottes, in unsere Hände übergegangen. Fünfzehn Schüsseln, so gross, wie die grösste, welche dort steht, liess ich zerschlagen, und habe ich ausser dieser nur noch eine andere für mich behalten, vierhundertundsiebenzig Pfund an Gewicht.“ So kostbar aber schon dies Geschirr war, wurde dasselbe doch noch bei weitem von dem Tafelgeräth übertroffen, welches der König *Chilperich* besass. Denn bei diesem bestand allein der Aufsatz, in dem die verschiedenen Speisen auf die Tafel getragen wurden, und den der König, wie er sagte, „zum Ruhm und zum Glanze des Frankenreichs selber habe anfertigen lassen,“ aus Gold mit Edelsteinen besetzt; das Ganze nicht weniger als fünfzig Pfund schwer.³ — Dass man indessen auch noch ferner Holz zu ähnlichen Gefässen benutzte, ja dies nunmehr selbst in einzelnen Fällen zu Prachtgefässen anwandte, wird schliesslich wiederum durch *Gregor* bezeugt, indem derselbe ausdrücklich erzählt,⁴ dass die Königin *Brunichilde* (um 589) nächst einem Schild von beträchtlichem Umfang aus Gold mit Edelsteinen verziert, auch „zwei grosse hölzerne Schalen, die man gewöhnlich *Bacchinon* (oder „Becken“) zu nennen pflegt, mit Gold und edlen Steinen geschmückt, dem Könige von Spanien übersandte.“

2. Lassen schon diese Zeugnisse auf die Ausstattung der vornehmen Franken mit noch anderweitigen den Römern entnommenen Prachtgefässen, als Trinkgeschirren⁵ u. s. w., wie zugleich auch auf deren Reichthum an noch sonstigen Geräthschaften schliessen, welche zum Theil ihre Wohnräume und ihre Kirchen erfüllen mochten, fehlt es zu näherer Bestätigung auch dafür nicht an vereinzelt Angaben. Dahin gehört unter anderen die

¹ *Gregor v. Tours*. VIII. 3. — ² Derselbe a. a. O. — ³ Derselbe VI. 2. — ⁴ Derselbe IX. 28. — ⁵ S. unt. and. die Erwähnung eines kostbaren Trinkgefässes von Silber und Gold geschmückt bei *Paulus Diaconus*. VI. 8.

Nachricht,¹ dass *Childebert* von den zahlreichen Schätzen, die er um 531, als Sieger über *Amalarich*, in dessen Palast erbeutete, welche zumeist aus reinem Golde mit reichem Edelsteinschmuck bestanden, allein „sechzig Kelche (*Calices*), fünfzehn kostbare Platten (*Patenae*) zum Gebrauche beim Abendmahl, und zwanzig kostbar verzierte Behälter² zur Aufbewahrung der Abschriften des heiligen Evangeliums an die Kirchen und Gotteshäuser der Heiligen seines Reichs vertheilte.“ Dies aber ist unter vielen Beispielen von einer derartigen Bereicherung der Kirchen³ eben nur ein einziges, so dass, fasst man alles Dahingehörige auch nur im Allgemeinen zusammen, man sich die Fülle von solchen Schätzen, namentlich der fränkischen Kirchen, allerdings sehr gross denken muss. Andererseits ist sodann auch die Erwähnung eines höchst kostbaren Geräths wiederum geeignet, einen Begriff von der verschwendrischen Ausstattung selbst einzelner Zimmer-Mobilien zu geben. Es war dies ein grosses „*Missorium*,“ ein Tischgeräth von massivem Golde, fünfhundert Pfund schwer, von kunstvoller Arbeit, überreich mit Steinen besetzt, im Werth von 200,000 Schillingen (etwa 383,333¹/₃ Rthlr.), welches der Westgothe *Tursemud* (von 451 bis 453) von dem römischen Patricier *Agecius* erhalten hatte. Obschon von dem Könige *Sintila* (um 631) dem Frankenkönige *Dagobert* für Kriegseleistungen ausgehändigt, ward es diesem von den Westgothen alsbald wiederum geraubt und ihm zur Entschädigung dafür die obige Summe ausgezahlt.⁴ Als dieser Schatz bei der Eroberung Spaniens von den Arabern erbeutet ward, fanden sie ausserdem noch einen Tisch von sehr beträchtlichem Umfange aus einem einzigen Stücke Smaragd oder, was vielmehr wahrscheinlicher ist, aus einem demähnlichen Glasfusse, ringsum mit drei Reihen Perlen besetzt, den dreihundertundfünfsechzig Füsse (?) aus Gold und Edelsteinen stützten, und dessen Werth man auf 500,000 Goldstücke veranschlagte.⁵

3. Von allen derartigen Geräthschaften des in Rede stehenden Zeitraums (vom fünften bis zum achten Jahrhundert), dahin

¹ Gregor v. Tours. III. 10. Gesta Francor. c. 23. — ² Es waren dies wohl Buchdeckel-ähnliche Kästchen, wenn nicht noch nach altrömischer Weise cylinderförmige Kapseln: vergl. meine Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. (II.) S. 1336. — ³ Viele darauf bezügl. Stellen bei Gregor von Tours; dazu L'abbé Texier. Dictionnaire d'orfèvrerie etc. S. 928 ff. P. Lacroix et F. Seré. Histoire de l'orfèvrerie-joaillerie etc. S. 7 ff. — ⁴ Fredegar. Chronik der Frankenkönige c. 73; Gesta regis Dagoberti c. 29. — ⁵ S. bei Elmacin. Histor. Saracenicæ I. S. 85. Roderich von Toledo. Histor. Arabic. c. 9. Cardonne. Histoire de l'Afrique et de l'Espagne sous les Arabes I. S. 83. E. Gibbon. Geschichte des Verfalls und Untergang des römischen Reichs VII. S. 461 (cap. XXXI).

auch noch einzelne Bischofsstühle und Thronessel zu rechnen sind, deren nicht minder als „reich verziert und golden“ mehrfach Erwähnung geschieht,¹ hat sich nachweislich nur Weniges erhalten. Hauptsächlich war es der Werth des Stoffs, der ihre Vernichtung beschleunigte. Doch um so viel wichtiger erscheint nun das Wenige, da es ja eben das Einzige ist, was eine, wenn auch nur allgemeine Anschauung von der damals herrschenden Darstellungsform überhaupt gewährt. Mit zu den gerade in dieser Hinsicht weit bedeutsamsten Alterthümern gehören, nächst den schon früher berührten mannigfachen Goldsachen, die man im Grabe *Chilperichs* vorfand (S. 612), und den gleichfalls schon erwähnten goldenen Kirchengeschäften, die man nahe bei Gourdon entdeckte (S. 145), eine Anzahl von acht (Votiv-)Kronen aus der zweiten Hälfte des siebenten Jahrhunderts, welche erst in jüngster Zeit (1858) in der Umgegend von Toledo bei „la Fuente de Guarrazar“ durch Erdarbeiter zu Tage kamen,² sodann mehrere Erzeugnisse, die man dem *heiligen Eligius*, dem Goldschmied *Dagoberts I.* und *Chlotars II.* zuschreibt,³ darunter der „Thronstuhl *Dagoberts*“⁴ und ein kostbares Altarkreuz, beides in Paris befindlich, hauptsächlich hervorzuheben sind.

a. Lässt man von diesen Gegenständen die Grabalterthümer *Chilperichs* als für den vorbezeichneten Zweck von minderm Belang auf sich beruhen, und zieht von den übrigen Geräthschaften die *Patena* zunächst in Betracht, so stellt sich diese als eine mit dem schon oben beschriebenen Henkelkelch,⁵ der mit ihr zusammen gefunden ward, gleichzeitig gefertigte Arbeit dar. Dieselbe ist durchgängig von Gold und hat die Gestalt einer viereckigen, verhältnissmässig vertieften Schüssel mit breitem gerad umgebogenem Rand. Die Mitte des Bodens schmückt ein Kreuz, besetzt mit Granaten oder Glasschmelz, dazu jede seiner vier

¹ Gregor v. Tours VIII. 5; dazu die folg. Abhandlung von Lenormant u. A. m. — ² F. de Lasteyrie. Description de trésor de Guarrazar accompagnée de recherches sur toutes les questions s'y rattachent. Paris 1860 (mit zahlreich. Abbild. in Buntdruck und in Holzschnitt), dazu eine vergleichende Zusammenstellung dieses Fundes mit den Alterthümern aus dem Grabe des *Chilperich* bei Peigné-Delacourt. Recherches sur le lieu de la bataille d'Attila etc. Paris 1860. — ³ S. über St. Eloi und dessen Werke im Allgemeinen P. Lacroix et F. Seré. Histoire de l'orfèvrerie-joaillerie etc. S. 9 ff. L'abbé Texier. Dictionnaire d'orfèvrerie S. 656 ff.; S. 928 ff.; bes. S. 936 ff. — ⁴ M. Lenormant. Notice sur le fauteuil de Dagobert (Extrait de „Melanges d'archéologie“. 1. Vol. 1849). Paris 1849; Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonné du mobilier français. Article: „fauteuil“ (S. 108). — ⁵ Das Nähere darüber nebst Abbild. in dem schon oben (S. 145 not. 2) angeführten Werk von M. de Caumont; dazu ebenfalls mit Abbildungen P. Lacroix et F. Seré. Histoire de l'orfèvrerie S. 8 und Texier. Dictionn. d'orfèvrerie S. 1491 Fig. 1.

Ecken ein herzförmiges Ornament, von Türkisen eingefasst. Der Rand ist ebenfalls mit Granaten oder rothem Glasfluss verziert und zwar der Art, dass sich zwischen zwei Reihen kleiner „a jour“ gefasster Steine, welche die äussern Randlinien begrenzen, eine zusammenhängende Reihe von grösseren, flacher behandelten, rosettenförmigen Zierrathen hinzieht. Das Ganze erinnert im Wesentlichen an byzantinische Arbeiten, wie solche auch noch in viel späterer Zeit von griechischen Künstlern gefertigt wurden. —

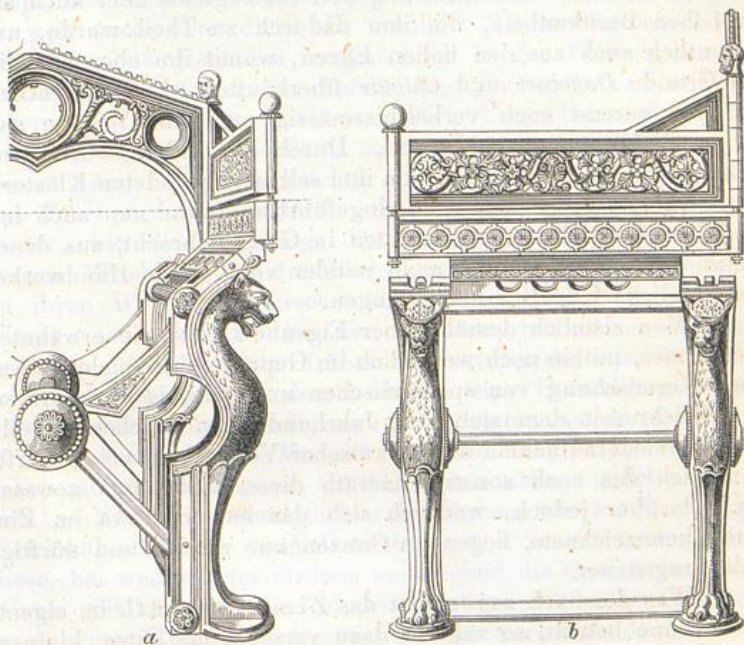
b. Demähnlich verhält es sich mit der Ausstattung und Darstellungsform der acht (Votiv-) Kronen. Auch diese sind durchgängig von Gold und, bei allerdings wechselnder Grösse, zumeist sehr reich mit Steinen besetzt. Zudem haben sie miteinander gemein, dass sie, zum Aufhängen bestimmt, je mit vier Ketten versehen sind, die oberhalb ein geschmückter Knopf oder ein einfacher Ring verbindet, wobei jedoch die Scharten der Ketten, wenigstens bei einigen, in der Form wiederum abwechseln. Vier dieser Kronen bestehen je aus einem breiten vollständigen Reifen; die übrigen vier sind symmetrisch durchbrochen und davon eine in Gestalt einer rundbogigen Säulengallerie, welche der in der spätrömischen und griechischen Bauweise üblichen Säulensstellung vollkommen entspricht. Sie sämmtlich tragen am unteren Rande, nicht unähnlich der Ausstattung frühbyzantinischer Herrscherkronen,¹ jedoch ringsherum, Gehänge von Steinen, dazu fünf der grösseren noch ausserdem, aus ihrer Mitte herabhängend, ein mit Steinen verziertes Kreuz, und endlich die grösste noch überdies, als Glieder zwischen jenen Gehängen, eine Anzahl goldener Buchstaben mit rothem Glasfluss zierlich gefüllt, welche (zusammengeordnet) die Worte „RECCESVINTHVS REX OFFERET“ ergeben, mithin besagen, dass diese Krone — und so auch wahrscheinlich die übrigen — von dem Könige *Reccesvinthus* (zwischen 649 und 672) als „*Ex Voto*“ dargebracht ward. Nächst den bemerkten Zierrathen bestehen die noch sonstigen Verzierungen aus aneinander gereihten Kreisen und halbkreisförmigen Vertiefungen, erstere zum Theil mit kleinen Rechtecken von buntem Glasschmelz ausgelassen; sodann aus strickartig gewundenen Randleisten, aus ein- und auswärts gebogenen Ranken und nur einfachem Blätterwerk nach Art der sogenannten Palmette; dies Alles in den bereits bis zum Rohen entarteten spätrömischen Formen. Noch als gerade in dieser Hinsicht vorzugsweise bemerkenswerth erscheint der obere Theil des Knopfs der Ketten an

¹ Vergl. oben S. 90 ff.; bes. S. 97.

der grössten Krone, sofern derselbe, aus Quarz geschnitten, die Gestalt eines sich nach unten verjüngenden Würfelkapitäl mit roh gezeichneten Palmblättern hat.¹ Nirgend findet sich Filigran oder gar wirkliche Email. Alle Verzierungen sind geprägt oder nur leichthin eingegraben. —

c. Dagegen nun stellt sich das dem *Eligius* zugeschriebene goldene Kreuz² als ein reich mit Steinen besetztes doppelbalkiges Altarkreuz in einer schon um vieles kunstvolleren und höchst sauberen Durchführung dar, so dass es an griechische Werke

Fig. 291.



der Art etwa des zwölften Jahrhunderts gemahnt, während schliesslich der ihm gleichfalls zugeschriebene Thronsessel (*Fig. 291 a. b*), aus Bronze gegossen und vergoldet, im Ganzen noch in der spätrömischen Darstellungsform behandelt erscheint, nur mit Ausnahme der oberen Lehnen,³ welche eine besondere

¹ F. de Lasteyrie. Description de trésor etc. S. 4 m. Abbildg. — ² Abgebildet bei P. Lacroix et F. Seré. Histoire de l'orfèvrerie-joaillerie S. 17. — ³ Auf obenstehender Fig. 291 durch Punkte bezeichnet.

Ergänzung des eben genannten Zeitraums sind. Dieser Stuhl bildet, noch ziemlich ähnlich der spätrömischen *Sella curulis*¹ und wohl auch nach ihrem Vorbild verfertigt, einen hohen theils sägebockartigen Klappstuhl (*Faldistorium*), mit Vorderfüssen ausgestattet, die auf Löwentatzen ruhen und in Löwenköpfen endigen, dergestalt zweckmässig eingerichtet, dass der eigentliche Sitz beliebig darüber gespannt werden konnte. — Obschon sich nun auch nicht mit völliger Sicherheit beweisen lässt, dass diese Werke in der That von *Eligius* herrühren, der 659 starb, ist doch so viel nach den Berichten seines Schülers, des *heiligen Ouen*,² jedenfalls ausser allem Zweifel, dass er vorzüglich die Goldschmiedekunst mit grossem Geschick selbstthätig betrieb, zugleich aber auch aus der hohen Berühmtheit, die ihm dadurch zu Theil wurde, und namentlich auch aus den hohen Ehren, womit ihn eben aus diesem Grunde *Dagobert* und *Chlotar* überhäuften, klar ersichtlich, wie doch vorerst noch verhältnissmässig nur sehr Wenige sich solchen Bethätigungen widmeten. Durch ihn indess wurden zunächst in Frankreich, in den von ihm selber gegründeten Klöstern, handwerkliche Beschäftigungen eingeführt und zwar nun auch insbesondere Goldschmiedewerkstätten in Gang gebracht, aus denen sodann in steter Zunahme nicht minder vorzügliche Handwerker und wirkliche Künstler hervorgingen.

d. Von ziemlich demähnlicher Eigenheit, wie die erwähnten Alterthümer, mithin noch wesentlich im Gepräge einer mehr äusserlichen Vermischung von spätrömischen und griechischen Formen, ja vielleicht seit dem siebenten Jahrhundert auch schon mit allmäliger Wiederaufnahme urgermanischer Verzierungsweise, dürfte denn auch das noch sonstige Geräth dieses Zeitraums gewesen sein. Darüber jedoch, wodurch sich das letztere etwa im Einzelnen kennzeichnete, liegen im Ganzen nur wenige und dürftige Andeutungen vor.

4. Was demnach zuvörderst das Zimmergeräth im eigentlichen Sinne betrifft, so zählten dazu verschiedene Sitze, kleinere und grössere Speisetafeln, einzelne Koffer oder Truhen zur Aufbewahrung von Kleidern und Schmuck, minder umfangreiche Kästchen, Betten, Polster und Teppiche und mannigfaches Kleingeräth, was Alles *Gregor von Tours* zwar erwähnt, doch ohne von dessen Beschaffenheit ausführlichere Kunde zu geben. Indessen, so gering auch die Nachrichten sind, lässt sich aus einer Vereinigung derselben immerhin mindestens eine annähernd rich-

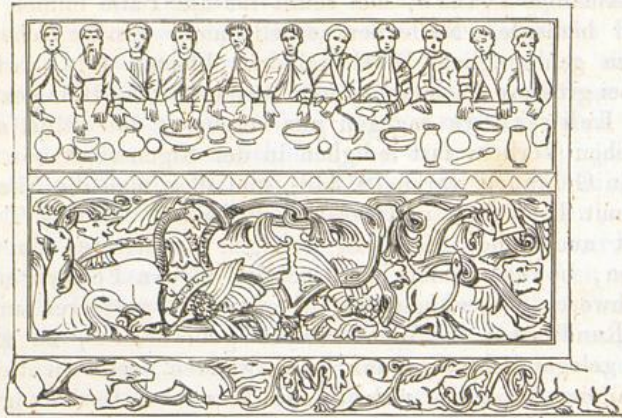
¹ Vergl. oben S. 34 m. Abbildgn. — ² La vie de St. Eloi par St. Ouen. Traduite et commentée par M. Ch. Barthélemy. 8.

tige Vorstellung gewinnen. So ergibt sich als völlig gewiss, dass man die bei den Römern seit Alters übliche Sitte, sich bei Tage und bei Tische auf sofaähnliche Gestelle zu lagern,¹ nicht nachahmte, sondern sich nach altvolksthümlichem Brauch stets und ohne Ausnahme setzte, sich somit für alle Fälle immer nur der Sessel bediente. Nächst dem erhellt nicht minder sicher, dass die Sitze gemeiniglich die Gestalt von kleinen Klappstühlen oder, bei grösserem Umfange, von Bänken, aus Holz gezimmert, hatten, Lehnstühle dagegen nur vereinzelt und selbst auch im alltäglichen Verkehr fast lediglich in der Eigenschaft von Ehrensitzen in Gebrauch waren (S. 448), und dass man die Sitze überhaupt mit Teppichen und Polstern bedeckte.² — Die Tische, so weit auch über diese die wenigen Nachrichten ein Urtheil gestatten, bewegten sich hauptsächlich in den Formen entweder von schweren viereckigen Tafeln oder von grösseren und kleineren Rundtischen.³ Auch war es gebräuchlich, zu gleichem Zweck gelegentlich eine Bank zu verwenden, wenn nicht etwa die Bezeichnung *Scamnum*, welcher sich in solcher Beziehung *Gregor von Tours* mehrfach bedient,⁴ in Wahrheit eine Art Tisch bedeutet, wie dies allerdings der Ausdruck „Bank“ während des ganzen Mittelalters für die Tische der Handwerker und Wechsler zu ihren Waaren⁵ wahrscheinlich macht. Dass man auch die Tische, so namentlich bei der Mahlzeit, mit einem Tischtuche bedeckte, dürfte aus der frühen Einführung des *Altartuches*⁶ zu schliessen sein. Auch deutet darauf eine Darstellung, wie es scheint eines Abendmahls, an dem *Pulpitum* in der Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand hin (*Fig. 292*), die, wenn nicht schon aus dem siebenten, doch aus dem achten Jahrhundert datirt.⁷ — Nach der mannigfachen Erwähnung von kofferartigen Truhen und Laden zur Aufbewahrung von Kostbarkeiten, müssen diese, bei wechselnder Grösse, vorwiegend die Gestalt viereckiger Kisten mit sicherem Deckelverschluss gehabt haben. In Anbetracht eines derartigen Geräths ist die nachstehende Erzählung *Gregor von Tours* bemerkenswerth:⁸ „Rigunthe aber, Chilperichs

¹ Vergl. meine „Kostümkunde.“ Handbuch d. Geschichte d. Tracht u. s. w. (II) S. 1307 ff. — ² So erzählt unt. and. *Gregor von Tours* (IX. 35), dass „Waddo zu seinem Verwalter sandte mit dem Befehl, dass er das Haus rein fegen und die Bänke mit Teppichen belegen solle.“ — ³ *Viollet-Le-Duc. Dictionnaire du mobilier francais.* S. 253. — ⁴ *Gregor von Tours* V. 18 (19)... „Et erat ante eos scamnum pane desuper plenum“ etc. — ⁵ S. darüber D. Hüllmann, *Städtewesen des Mittelalters* I. S. 304 ff. — ⁶ W. Augusti, *Handbuch der christlichen Archäologie* (Auszug) I. S. 416. II. S. 612. — ⁷ E. Heider u. And. *Mittelalterliche Kunstdenkmale d. östereich. Kaiserstaats* II. S. 26. — ⁸ *Gregor von Tours.* IX. 34.

Tochter, schmähte oftmals ihre Mutter und behauptete, sie sei die Herrin, die Mutter müsse ihr dienstbar sein. Und da sie die-

Fig. 292.



selbe wiederholt reizte, ja sie sogar oft mit Fäusten stieß und ihr das Gesicht zerschlug, äusserte endlich die Mutter zu ihr: warum peinigst du mich so, Tochter? Schau hier sind die Sachen deines Vaters, die sich in meinen Händen befinden. Darauf trat sie in ihre Schatzkammer und öffnete eine Truhe (*Arca*), die war mit Halsketten und anderweiten kostbarem Geschmeide angefüllt. Und nachdem sie daraus längere Zeit ihrer daneben stehenden Tochter verschiedene Dinge herausgereicht hatte, sprach sie zu ihr: nun bin ich ermüdet, greif daher selbst mit der Hand hinein und nimm heraus für dich, was du vorfindest. Als aber jene den Arm hineinsteckte, erfasste die Mutter den Deckel der Truhe und warf ihn ihr auf das Genick. Und da sie ihn nun mit Gewalt niederdrückte und die Kante des unteren Bretts der Tochter so die Kehle quetschte, dass die Augen ihr aus dem Kopf quollen, schrie eine der anwesenden Mägde mit lauter Stimme: Herbei, herbei, um Gotteswillen, meine Herrin wird von ihrer Mutter erwürgt. Darauf drangen die Aussenstehenden, die ihre Ankunft erwarteten, in das Gemach und retteten das Mädchen von dem drohenden Tode.“ — Ist somit für die hier bezeichnete Truhe ein grösserer Umfang vorzusetzen, etwa nach Art der noch gegenwärtig auf dem Lande üblichen „Laden,“ geschieht daneben noch anderer Truhen, wie des „eisernen Geldkastens“ des Kaisers Justinians Erwähnung,¹ die sicher bei weitem kleiner waren und welche,

¹ Gregor von Tours. IV. 40.

wie höchst wahrscheinlich der letztere, eben nur stark mit Eisen beschlagene hölzerne Koffer gewesen sein dürften, vermuthlich ähnlich der stark mit metallnen Beschlägen ausgestatteten „*Arca*,“ die im Atrium eines Hauses in Pompeji entdeckt wurde.¹ Im Uebrigen aber wird man sich die sonst gemeinhin üblichen Truhen, zufolge des beim niederen Volk an sich nur geringen Besitzthums, auch immer nur als völlig einfache hölzerne Behältnisse von mässigem Umfange zu denken haben, gleichwie denn die Truhe des heiligen Gallus zur Aufbewahrung seiner Geissel und seines harten Gewandes, welche man in dessen Gruft vorfand, nur einedementsprechend kleine hölzerne Kiste bildete.² — Der Verschluss aller derartigen Behälter, ebenso auch der Thürverschluss, geschah noch ganz nach altrömischer Weise, entweder durch Bande und Siegelung oder vermittelt eigener Riegel³ und dazu gehöriger Schlüssel von besonderer Einrichtung.⁴ — Von Betten ist bei Gregor von Tours lediglich dem Wort nach die Rede; darunter einmal, indem er bemerkt, dass um die Lagerstatt des Bischofs die Betten der anderen Geistlichen ständen, was freilich das Kirchengesetz bestimmte, nach welchem kein Bischof allein schlafen durfte.⁵ Im Ganzen wird anzunehmen sein, dass die Betten überhaupt den spätrömischen Betten⁶ glichen, mithin aus einem vierbeinigen Gestell entweder von Holz oder von Metall, theils mit theils ohne Kopf- und Fusslehne, nebst den nöthigen Unterpolstern, Decken u. s. w. bestanden,⁷ wofür zugleich die auch noch späterhin stets demähnliche Gestaltung und Ausstattung dieses Geräthes spricht (s. u.). — Der Tücher und Teppiche bediente man sich ausser zur Bedeckung von Möbeln (S. 733) hauptsächlich auch zum Verkleiden der Wände und zum beliebigen Abschliessen der Thüren;⁸ vielleicht auch zum Ueberspannen der Stöller an den grösseren Wohnhäusern, da man auf diesen zu speisen pflegte.⁹ Von Kleingeräthen werden (Schmuck-) Käst-

¹ Ant. Rich. (übers. von Chéruel) Dictionnaire des antiquités romaines et grecques. s. m. „*Arca*“ Gell. Pompejana II. S. 30 ff. — ² Leben des heiligen Gallus (um 771 geschrieben) lib. II. — ³ Gregor von Tours. VII. 9. — ⁴ Vergl. darüber meine „Kostümkunde.“ Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. (II.) S. 1179. — ⁵ Gregor von Tours VI. 32; vergl. VII. 29; dazu die Anmerkung d. Uebersetzers in „Geschichtschreiber der deutschen Vorzeit.“ Gregor Bd. II. S. 351. — ⁶ S. meine „Kostümkunde.“ Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. (II.) S. 1308. — ⁷ So werden „Polstertücher, Bett u. Bärenfell“ (als Ueberdecke) auf der Reise von einem Sklaven nachgetragen bei Paulus Diaconus V. 1. — ⁸ Gregor von Tours II. 23 (wo zugleich von Wandmalerei, doch nur in Kirchen, die Rede ist), dazu II. 16, 17 u. oft; fehlte es in den Burgen für Fremde an Raum, wohnte man in Zelten: VI. 46. — ⁹ Gregor von Tours VIII. 42.

chen, metallne Spiegel u. drgl. und, als Reinigungsgeräth der Zimmer, Besen ¹ u. s. w. erwähnt.

Zu dem Allen ist noch zu bemerken, dass die Beleuchtung bei Gastgelagen gemeinlich durch Fackeln geschah, welche von Dienern gehalten wurden, ² und dass man zum Transport von Personen einestheils, nach römischem Brauch, Tragesänften, ³ andertheils, noch durchaus in urthümlicher Weise, vierrädrige Wagen oder, wohl richtiger, Wagenkarren ⁴ anwandte. Selbst der Wagen, dessen sich die merowingischen Könige als eines uralten Vorrechts bedienten, bestand, der Ueberlieferung getreu, stets aus einem nur einfachen Karren und zwar mit einem Gespann von Ochsen, welchen vollständig nach Bauernart ein Rinderhirte leitete. ⁵ —

5. a. Gegenüber den bisherigen Nachrichten, die sich im Ganzen vornämlich auf die herrschenden Stände beziehen, fehlt es über die Lebensweise und das Geräth der niederen Volksklassen fast gänzlich an schriftlichen Zeugnissen. Wie es sich damit verhalten habe, vermögen denn wiederum lediglich die Gräberthümer anzudeuten. ⁶ Aus ihnen nun, die namentlich da, wo die altheidnischen Bestattungsgebräuche trotz aller Gegenbestrebungen bis tief in die christliche Zeit hinein währten, ⁷ zum Theil aus dem langen Zeitraum bis zum zehnten Jahrhundert datiren, und da dieselben demungeachtet mit kaum erheblichen Abweichungen untereinander übereinstimmen, scheint mindestens sich so viel zu ergeben, dass während die Vornehmen sich alsbald den römischen Prunk aneigneten, das Volk dagegen im Allgemeinen noch lange bei der ihm urthümlich eigenen, höchst einfachen Ausstattung stehen blieb. Ohne das über diese Reste bereits Gesagte zu wiederholen (S. 438 ff.), mag es genügen, beispielsweise den auch in Anbetracht des Geräths merkwürdigen Inhalt der Gräberstätten von Oberflacht hervorzuheben, die höchst wahrscheinlich, wie schon bemerkt, aus jenem Zeitraum herrühren (S. 522, S. 616). Nächst verschiedenartigen Gefässen aus ziemlich hart gebrann-

¹ Gregor von Tours IX. 35. — ² Derselbe V. 3. — ³ „Sagen“ aus Fredegar c. 18; dazu „Analen“ von St. Bertin. z. Jahre 877. — ⁴ Vergl. oben S. 500 ff. — ⁵ Einhard. Leben Karls des Grossen. c. 1; J. Grimm. Rechtsalterthümer (2) S. 262. — ⁶ Zu den schon mehrfach genannten Werken bes. von Lindenschmid u. And. (S. oben S. 458 not. unt. III. 1) bes. M. L'abbé Cochet. La Normandie souterrain etc. Paris 1855. — ⁷ So verordnet unt. and. für das Land Sachsen das „Capitular. von Paderborn“ c. 7 (um 785): „Wenn einer den Leib eines Menschen nach heidnischem Brauch durch das Feuer verzehren lässt und seine Gebeine zu Asche brennt, soll er mit dem Tode bestraft werden,“ noch späterer Verbote zu geschweigen: J. Grimm. Ueber das Verbrennen der Leichen. Berlin 1850.

tem Thon, die sich von den auch sonst überall vorkommenden thönernen Töpfen und Urnen in der That durch nichts unterscheiden (*Fig. 293 a—d, f, g; Fig. 294 a; vergl. Fig. 205; Fig. 206*)

Fig. 293.



und einem zierlichen Becher von Glas (*Fig. 294 b*), der wohl italienischen Ursprungs ist, enthielten die Gräber als wichtigsten Fund eine nicht unbeträchtliche Menge hölzerner Geräthschaften (vergl. S. 724). Mit Ausnahme weniger Geräte darunter, welche zu dem Leichenkult in engerer symbolischer Beziehung stehen, die jedoch abgesehen davon zum Theil auch wohl im alltäglichen Leben ihre Verwendung gefunden haben (s. unten), bildet die Mehrzahl wiederum Gefässe, des weitem aber Behältnisse zur Aufnahme der Leichen bestimmt. Zu den vorzüglichsten dieser Gefässe, die sich zumeist als eine Nachbildung der irdenen Geschirre darstellen (*Fig. 293 e; Fig. 294 i*), zählen als besonders künstlich eine gedrechselte Henkelflasche (*Fig. 294 c*) und ein kleineres Hängegefäss in Gestalt einer länglichen Tonne (*Fig. 294 k*); sodann, doch bei weitem einfacher behandelt, mehrere verschiedene grosse Tröge (*Fig. 294 i*), ein grosser Kübel von Tannenholz (*Fig. 294 g*), ein Becher von mässigem Umfange (*Fig. 294 h*) und eine Anzahl verschiedener flacher Näpfe und Speiseschüsseln (*Fig. 294 e*). Einer Schüssel aus Holz gefertigt wird im „*Leben des heiligen Anskar*“ ausdrücklich als Speiseschüssel erwähnt.¹ Und dürfen auch die schon von *Gregor von Tours* unter dem Namen

¹ Willehads Leben des h. Ansgar c. 10 (im 8. Jahrh. geschrieben).

„Orkae“ bemerkten¹ „weitbauchigen, tonnenartigen Gefässe,“ zur Aufbewahrung von Schmalz u. dgl., ebenfalls nur durchgängig

Fig. 294.

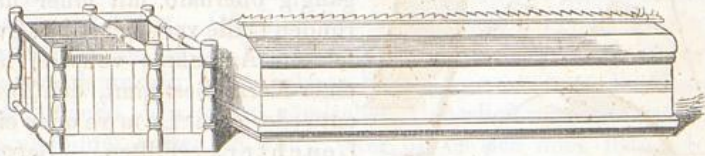


von Holz und vielleicht selbst ganz von der Art jenes Kübels gewesen sein (Fig. 294 g). Doch gab es wohl auch schon ehedem, gleich später, eigentliche Tonnen, wie denn die „Jahrbücher von St. Bertin“ zum Jahre 877 bei der Schilderung des Transports der Leiche Karls des Kahlen erzählen, dass man sich des übelen Geruches wegen genöthigt sah, diese in eine „von innen und aussen verpichte Tonne“ zu legen und sie mit Fellen zu umwickeln. —

¹ Gregor von Tours IV. 43. H. Krause. Angeologie S. 447 nennt die Orca (d. Römer) ein römisch-hispanisches Gefäss von ziemlichem Umfange und vergleicht sie (S. 243) mit der $\upsilon\rho\kappa\eta$ und ferner (S. 473) mit der römischen Amphora.

b. Jene hölzernen Leichenbehältnisse tragen das Gepräge von Truhen. Dies gilt namentlich von einzelnen, welche aus dem Ganzen gefertigt, mit starken Deckeln versehen sind (*Fig. 295*), auf denen zuweilen längs der Mitte eine sägeblattähnliche Stabverzierung angebracht ist, die, wie aus einem derartigen Stabe

Fig. 295.



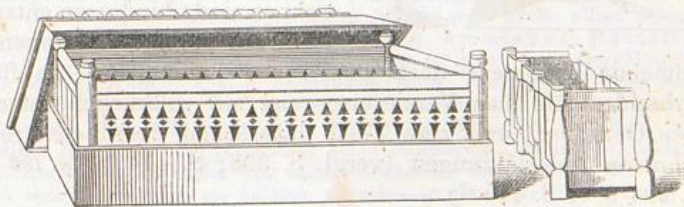
mit der rohen Nachbildung eines Thierkopfes erhellt, eine Schlange darstellen soll. Einige dieser Behälter dagegen sind (ganz in der für solche Geräthe noch gegenwärtig üblichen Weise) aus Brettern und Leisten mit Benutzung von gedrechselten Eckpfosten; zum Einnuten der Seitenwände, möglichst sorgfältig zusammengesetzt (*Fig. 296; Fig. 297*), und erinnern zugleich im Ganzen schon mehr an wirkliche Bettgestelle, obschon sie mit Ausnahme weniger, welche auf kurzen Füßen ruhen, keine Spur von Füßen haben (*Fig. 296; vergl. Fig. 297*).

Fig. 296.



Bei einem dieser letzteren Behälter, die fast sämtlich noch besonders von grösseren Kisten umschlossen waren (*Fig. 297*), sind die längeren Seitenwände zu einer einfachen Verzierung durchbrochen, und die senkrechten Eckpfosten (oben) zu kleinen Rundknöpfchen ausgedrechselt (*Fig. 297*). Fast neben

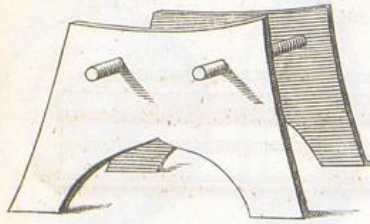
Fig. 297.



jedem der grösseren Behälter fand sich einestheils noch ein anderes, bei weitem kleineres Geräth von ganz ähnlicher Herstel-

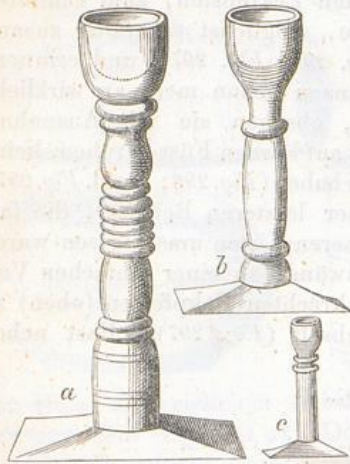
lungsart (*Fig. 295; Fig. 297*), andertheils jene vorweg erwähnten mehr symbolischen Gegenstände. Mit zu diesen gehört insbesondere nächst einigen Handwerksgeräthschaften (einem Wirtel und Webege räth) und einem kleinen (Kinder-)Schemel (*Fig. 298*),

Fig. 298.



handwerklicher Beziehung, so lassen dieselben allerdings eine bereits nicht unbeträchtlich vorgeschrittene Geschicklichkeit in der

Fig. 299.



Behandlung von Holzwerk erkennen; dahingegen, stehen sie in Betreff der Verzierungsweise immerhin noch auf sehr niedriger Stufe, indem sich diese doch eben nur in rohen Profilirungen äussert, wie solche die Drehbank mechanisch ergiebt. Zwar fanden sich auch noch Gegenstände von mannigfach reicherer Durchbildung vor, worunter nächst dem schon früher erwähnten bronzenen Beschlage eines Messers (*Fig. 265 e*) und demähnlich verzierter Buckeln,¹ namentlich einige aus Holz geschnittene „Todtenschuhe“ zu nennen sind;² indessen entspricht auch das auf diesen Dingen vorkommende Ornament noch immer der auch schon im fünften Jahrhundert üblichen Verzierungsweise mit willkürlich verschlungenen Geriemsel und zum Theil dazwischen geordneten roh gezeichneten Thierbildungen (vergl. S. 398; S. 414, *Fig. 196 c-f; Fig. 208 b c; S. 445 ff.*) —

B. Mochte es sich bei den niederen Ständen bei deren selbst-

¹ Jahreshfte des württembergischen Alterthumsvereins. Heft III. (1846) Taf. VIII. Fig. 20—23. — ² Dasselbst Taf. IX. Fig. 11—14.

eigenen Bethätigung wohl überall ähnlich verhalten haben, war doch inzwischen dem Handwerk an sich, wenngleich immer erst nur noch vereinzelt, ein fördernder Anstoss gegeben worden. Wie in allen sonstigen Bezügen, hatte sich auch nach dieser Richtung wiederum zuvörderst *Karl der Grosse* mit der ihm eigenen Thatkraft bemüht, so dass es ihm bei seiner Kunstliebe und seinem Verhältniss zu Rom und Byzanz, selbst schon gewissermassen gelang, den Grund zu einem höheren, kunst-handwerklichen Betriebe zu legen. Ob ihm dabei auch schon heimische Kunsthandwerker zu statten kamen, wie solche sich etwa im südlichen Frankreich und in den mittleren Rheingegenden¹ an der daselbst noch zumeist erhaltenen römischen Ueberlieferung selbständiger herangebildet hatten (S. 726), oder ob er sich noch lediglich auf römische Handwerker verwiesen sah, dürfte bei mangelnder Nachricht darüber überhaupt kaum zu entscheiden sein. Doch lässt nicht sowohl die Art des Betriebes bei seinen mannigfachen Prachtbauten, als auch der Umstand, dass alsbald nach seinem Tode fränkischer Künstler als Klostergeistlicher Erwähnung geschieht,² Ersteres als sehr wahrscheinlich annehmen. Indess, wie dem auch gewesen sein mag, jedenfalls blieb sein nächstes Bestreben auf eine nachhaltige Vereinigung der bis dahin nur äusserst zerstreuten handwerklichen Kräfte gerichtet, wie dies denn allein schon daraus erhellt, dass er es den einzelnen Vorstehern seiner grossen Wirthschaftshöfe unausgesetzt zur Pflicht machte, stets die Anstellung der besten Handwerker, als Schuhmacher, Seifensieder und Brauer, Drechsler, Wagner und Stellmacher, Kupferschmiede, Eisenarbeiter, Goldarbeiter und Silberschmiede u. s. w. zu besorgen.³

1. a. In welcher Form nun sich der Betrieb, namentlich der Kunsthandwerker im Allgemeinen äusserte, darüber kann nach

¹ Dass in diesen Gegenden vorzugsweise schon früh ein reger Betrieb von Rom ausgehend bestand und also wohl auch allmähig auf die daselbst angesessene nicht-römische Bevölkerung übergegangen war, dürfte allein schon die Bemerkung zur Gewissheit erheben, welche Ammianus Marcellinus (XV. 11) zum Jahre 355 über den Reichthum u. s. w. von den Munizipalstädten Mainz, Worms, Speier, Strässburg, Köln, Tongern und Trier macht: „Diese Städte gewähren den Anblick von Wohlstand, Kultur, Kunst und Wissenschaft. Ueberall wollten die Römer ein Ebenbild von Rom haben. Und diese Liebe zu der Mutterstadt schuf Pantheons, Marsfelder, Minerventempel, Amphitheater, Bäder und andere öffentliche Anstalten in den Töchterstädten ebenso, wie man sie zu Rom zu sehen gewohnt war.“ — ² J. D. Fiorillo: Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland I. S. 26 ff. K. Schnaase: Geschichte der bildenden Künste III. S. 485 ff. — ³ Baluzii capitular. regum Francorum I. cap. 45, dazu c. 62, wo selbst schon von Schmelzhütten, Eisen- und Bleibergwerken die Rede ist.

der Lage der Dinge kaum ein Zweifel obwalten. In Deutschland, wie im gesammten Norden fehlte es eben noch an jeder eigentlich selbstschöpferischen Kraft, welche geeignet gewesen wäre, auch nur annähernd ähnliche Werke von künstlerischer Bedeutung zu schaffen, wie solche noch immer in Italien und in Byzanz gefertigt wurden. Es war somit nichts natürlicher und, bei der grossen Empfänglichkeit des Kaisers selber für römische Kunst, zugleich auch äusserlich gefordert, dass man sich vor allen der Nachahmung dieser Werke zuwandte und vorerst sie überhaupt ausschliesslich als mustergültig betrachtete. Stand doch der Kaiser selber nicht an, für seine Bauten gelegentlich mannigfache Bruchstücke altrömischer Gebäude zu verwenden.¹ Und wenn er zu deren Aufführung und zumeist prächtigen Innenausstattung viele geschickte Kunsthandwerker „aus allen Gegenden“ berief,² beruhte doch auch deren Ausbildung nicht minder auf der Anschauung hauptsächlich römischer und griechischer Kunst. In diesen Bauten nun, vorzugsweise in der Münsterkirche zu Achen und in dem Palast zu Ingelheim, erblickte man ausnehmend künstliche Thore und Gitterwerke von Bronze, welche zum Theil noch erübrigen, Geräthe und Leuchter von Silber und Gold, und auf der Hauptkirche eine Kuppel, die, was jedoch übertrieben erscheint, durchaus von Gold gewesen sein soll. Die Mehrzahl derartiger Werke indess, wie wohl vor allem der Kirchengeräthe und der vorzüglichsten Prachtgegenstände, die des Kaisers Palast erfüllten, dürfte dennoch, auch ungeachtet der Annahme einer weitergreifenden einheimischen Betriebsamkeit,³ aus römischen und griechischen Arbeiten und zwar einestheils in Ehrengeschenken des Papstes und des griechischen Hofes, andertheils aber in Erwerbungen seitens des Handels bestanden haben. Auch spricht dafür insbesondere zunächst hinsichtlich des Kirchengeräths die ungemaine Freigebigkeit, welche Papst *Leo III.* den Kirchen des Abendlandes bewies; noch um so mehr, als ja zwischen dem letzteren und dem Kaiser unausgesetzt der freundschaftlichste Verkehr bestand. So wird diesem Papste nachgerühmt,⁴ dass er auf die prunkvolle Ausstattung und zum Gebrauche des kirchlichen Dienstes lediglich für die Kirchen von Rom nicht weniger als die bedeutende Summe von 1,075 Pfund Gold und etwa 24,000 Pfund reines Silber verwendete; und aus

¹ Vergl. K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste III. S. 491. — ² Mönch von St. Gallen cap. 28 ff. — ³ Vergl. daselbst c. 29. — ⁴ Vergl. P. Lacroix et F. Seré. Histoire de l'orfèvrerie-joaillerie S. 20. L'abbé Texier Dictionnaire d'orfèvrerie S. 944.

der Menge von Gegenständen, womit er Kirchen überhaupt schmückte, als vorzüglich werthvoll genannt: zweiundvierzig Bildsäulen von Gold, einhundertunddreissig goldene Kelche, siebenundvierzig Kronleuchter, fünfzehn Kreuze von Gold u. s. f., dazu ungerechnet die Menge der gleichfalls noch durch ihn beschafften zumeist nicht minder kostbaren Altäre, Taufbecken, Schüsseln, Räucherfässer, Kronen, Leuchter, Altarkreuze, Messpulte, Bücher, Büchereinbände, Reliquienbehälter u. A. m. Als Beispiel für solchen maasslosen Aufwand, hauptsächlich der italischen Kirchen vom achten bis gegen das neunte Jahrhundert, wurde schon der gleichzeitigen Schilderung der Peterskirche zu Rom gedacht (S. 143), ein Aufwand, der zugleich sicheres Zeugniß für den um diese Zeit in Italien höchst gesteigerten Betrieb der Goldschmiedekunst und aller damit verbundenen Kunsthandwerke ablegt. Dazu ist nicht unerwähnt zu lassen, dass die frühzeitig in Byzanz ausgeübte Emailmalerei¹ im achten Jahrhundert, höchst wahrscheinlich durch byzantinische Arbeiter, nach dorthin übertragen ward, dass man indessen den griechischen Emails noch langdauernd den Vorzug gab, obschon fortan auch italische Künstler sich dieser Kunst befeiligten, ja seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts (Mönchs-)Schulen dafür gründeten. —

b. Dass aber auch namentlich ein grosser Theil jener Prachtgeräthe, die *Karl der Grosse* selbsteigen besass, in der That nur in Ehrengeschenken der bezeichneten Art bestand, wird denn nicht sowohl mehrfach bezeugt, als auch durch die nähere Schilderung einiger dieser Geräthschaften fast über jeden Zweifel erhoben. In Betreff des ersten Punkts, ward schon vorweg im Einzelnen bemerkt, einmal dass er aus Persien, ausser Schmucksachen u. s. w., mehrere äusserst werthvolle Leuchter² und ein künstliches Uhrwerk³ erhielt, sodann dass ihm der griechische Hof eine Orgel⁴ und zwei Thürflügel,⁵ letztere von Elfenbein, übersandte, und dass ihm noch sonst wiederholentlich durch Gesandtschaften „aus allen Ländern“ demähnliche Schätze zuflossen.⁶ Vielleicht auch war selbst der goldene Tisch, den er nebst einigen Prunkgefässen der Peterskirche zu Rom verehrte,⁷ ein aus Byzanz überkommenes Geschenk, wenn nicht etwa eine Arbeit eines südfranzösischen Meisters aus der Schule des heiligen Eligius, keinesfalls aber wohl ein schon in Deutschland von einem

¹ S. die Literatur darüber oben S. 68 not. 1. — ² S. oben S. 290 not. 3. — ³ Desgl. S. 292. — ⁴ Desgl. S. 161. — ⁵ Desgl. S. 141 not. 4. — ⁶ Desgl. S. 506. — ⁷ F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte (4) I. S. 282. Ueber den Aufwand der Tische bei den Byzantinern s. oben S. 147.

„Deutschen“ gefertigtes Werk. — Ueber noch anderweitige geräthenschaftliche Schätze des Kaisers, wie zugleich über die Verwendung von edlen Metallen und Edelsteinen ganz nach dem Vorgang von Rom und Byzanz, liefert dann einerseits die Beschreibung von der Ausstattung seiner Gruft, andererseits sein Testament die zuverlässigsten Angaben. Jene ward bereits mitgetheilt (S. 505); in letzterem, von *Einhardt* überliefert, heisst es unter anderem, wie folgt:¹ „In dieser Absicht und zu diesem Zweck (um Streit und Hader vorzubeugen) hat er alles Hab und Gut, was sich in Gold, Silber und in Juwelen und an königlichem Schmuck an jenem (seinem Sterbe-) Tage innerhalb seiner Schatzkammer vorfand, zuvörderst in drei Theile getheilt, dann diese Theile nochmals getheilt, den dritten aber ganz belassen. Die Theilung der beiden ersten Theile in einundzwanzig ist darum geschehen, damit, indem in seinem Reiche einundzwanzig Hauptstädte sind, durch die Hand seiner Erben und Freunde ein Theil davon als fromme Schenkung jeder Metropole zukomme, der Erzbischof jeder derselben aber den seiner Kirche zufallenden Theil empfangen und mit seinen Suffraganen wiederum in der Weise theile, dass ein Drittel seiner Kirche verbleibt, zwei Drittel aber unter seinen Suffraganen vertheilt werden.“ — „Der eine Theil aber, der nach seinem Willen ungetheilt verbleiben soll, hat die Bestimmung, dass, während jene zwei Theile in der besagten Weise vertheilt und versiegelt werden sollen, dieser, eben der dritte Theil, zum täglichen Gebrauch verwandt werde, als ein Gut, das durch kein Gelübde als vom Eigenthümer selber veräusserlich angesehen werden darf, und zwar so lange als dieser lebt und die Anwendung desselben für sich allein in Anspruch nimmt.“ — „Diesem dritten Haupttheile, der gleichmässig wie die übrigen in Golde und in Silber besteht, sollen seinem Willen gemäss sämtliche aus Erz oder Eisen oder aus noch anderen Metallen beschafften Gefässe und Geräthschaften sammt Waffen, Kleidern und anderweiten kostbaren oder geringeren zu verschiedenem Gebrauch gemachten Hausgeräthe beigelegt werden, wie Vorhänge, Decken, Teppiche, Polster, Filz- und Lederwerk und was sonst noch an jenem Tage die Schatz- und Kleiderkammer enthält.“ — „Sollte sich aber nächst dem noch Einiges an Gefässen oder Büchern oder anderem Kirchenschmuck finden, von dem es ganz sicher feststände, dass er es nicht in die Kapelle geschenkt, das soll, wer es haben mag, gegen Be-

¹ Einhard. Leben Kaiser Karls c. 33 ff.

zahlung des richtigen Werthansatzes dafür kaufen und besitzen können. In gleicher Weise verordnete er auch in Anbetracht der Bücher, deren er in seiner Bibliothek eine grosse Anzahl gesammelt hatte, dass sie von denen, die sie haben wollten, um den richtigen Preis gekauft werden könnten und der Erlös daraus den Armen ohne Abzug zufallen sollte. Bei den übrigen Besitzthümern und Schätzen befinden sich, wie allgemein bekannt, drei silberne Tische und ein goldener von ganz ausnehmender Grösse und Schwere. Darüber beschloss und verordnete er, dass einer davon in viereckiger Form, auf welchem der Plan von Constantinopel gezeichnet (eingegraben) steht, mit den übrigen dafür bestimmten Geschenken nach Rom in die Hauptkirche des heiligen Apostels Petrus (S. 743), der zweite runde, der mit einem Bilde der Stadt Rom versehen ist, in die bischöfliche Kirche zu Ravenna gebracht werde. Der dritte, welcher die anderen sowohl an Schönheit der Arbeit als auch an Schwere des Gewichts weit übertrifft, zudem aus drei Kreisen besteht und eine Beschreibung der ganzen Welt in genauer und zarter Zeichnung enthält, und dazu jener goldene Tisch, der als der vierte aufgeführt ist, soll, wie er angeordnet hat, seinen Erben und dem zu milden Schenkungen bestimmten Theil zufallen.“

c. In Erwägung nun dieser Verordnung, namentlich in Betracht der Schenkungen an die Kirchen der Hauptstädte, muss der Reichthum an Geräthen allerdings sehr gross gewesen sein. Näheres darüber im Einzelnen liegt indess wesentlich nur für den Tisch mit der Darstellung des Weltsystems und etwa für die zu niederem Gebrauch üblichen Geräthschaften in zerstreuten Angaben vor, sofern darin eben solcher Geräte überhaupt Erwähnung geschieht. Von jenem Prachtisch zunächst wird erzählt, einmal¹ dass er aus drei miteinander verbundenen Scheiben bestanden habe, nächstdem in den „*Jahrbüchern von St. Bertin*“ zum Jahre 842, dass Kaiser *Lothar* „aus der Pfalz zu Achen sämtliche königlichen Schätze, wie die der Kirche zu St. Martin nahm, und dass er auch einen silbernen Tisch von wunderbarer Schönheit und Grösse, auf dem die Darstellung der ganzen Erde, der Anblick des gestirnten Himmels und der verschiedene Lauf der Planeten, durch gleiche Zwischenräume getrennt, in erhobener Arbeit erglänzten, in viele Stücke zerschneiden liess und diese unter die Seinigen vertheilte,“ welche Nachricht zugleich unzweideutig für den beträchtlich hohen Werth spricht, den schon allein

¹ Thegan im Leben Ludwigs des Frommen.

das Metall hatte. — Von jenen anderen Geräthen sodann ist vornehmlich nur in den Stückverzeichnissen der Wirthschaftshöfe des Kaisers die Rede.¹ Demzufolge umfasste dasselbe „mit Linnen bezogene Federbetten (*vestimenta [ad] lectum parandum*), Tischtücher (*drappas ad discum parandum*), Wisch- oder Handtücher (*toaclam*), mancherlei Arten von Kupfergeschirr, kupferne und eiserne Kessel, Kesselhaken, Pfannen, Trinkbecher, Leuchter, Bohrer, Hobel, Aexte, Beile, Ziehklingen, Sicheln, Spaten, eiserne Schaufeln und hinlänglich hölzerne Geräthschaften.“ Worin die letzteren bestanden, wird zwar nicht besonders angegeben, indessen erhellt aus dem verschiedenen Handwerksbetriebe in diesen Höfen, dass dazu nächst den erforderlichen eigentlichen Zimmergeräthen, als Bänken, Tischen u. dergl., vielfache Handwerksgeräthe zählten, wie solche die Bereitung des Flachses, die Weberei und die Spinnerei, und die Ausübung aller der oben erwähnten Handthierungen eben nothwendig mit sich brachte (S. 741). Auch wird noch in den Capitularien desselben Kaisers von Schmelzhütten und Eisen- und Bleibergwerken gesprochen.²

C. Die Wirren, die nach dem Tode *Karls* sein weites Reich erschütterten, waren der ferneren Ausbildung und einer Verallgemeinerung, namentlich der Kunsthandwerke, im hohen Grade ungünstig. Gleichwie so viele seiner Maassnahmen, die er zum Wohl und zur Förderung der Volksbildung eingeleitet hatte, unter seinen schwachen Nachfolgern selbst zum Gegentheile umschlugen, so auch geriethen die von ihm für den künstlerischen Betrieb getroffenen Einrichtungen ins Stocken. Freilich wohl hörte die einmal dafür erregte Neigung nicht gänzlich auf. Doch fand sie nicht mehr von Aussen her die nöthige Ruhe und Aufmunterung, so dass sie sich fortan fast lediglich in die engeren Räume der Klöster zog, und sich dann bald nur noch zur Beschaffung von Werken zur Verherrlichung Gottes, zum Dienste der Kirche, gedrängt fühlte.³

1. a. Vorhanden nun ist auch aus diesem Zeitraum verhältnissmässig nur Weniges. Und auch dies Wenige beschränkt sich im Ganzen auf einige in Gold getriebene, zum Theil mit Edelsteinen verzierte und in Elfenbein geschnitzte Deckel zu Evangelarien, wozu unter anderem die Einbände der in Paris aufbe-

¹ F. Anton. Geschichte der deutschen Landwirthschaft. Görlitz 1799. I. S. 257. W. Volz. Beiträge zur Kulturgeschichte S. 183. — ² Baluzii capitular. regum Francorum I. (capitul. de villis) c. 62. — ³ Vergl. D. Fiorillo. Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland I. S. 46 ff.

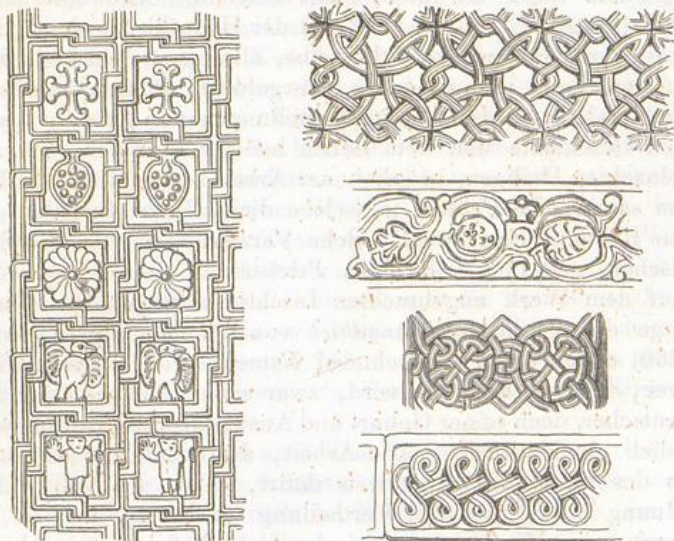
wahrten Handschriften *Lothars* und *Karls des Kahlen* zählen; auf Reste grösserer Goldschmiedearbeiten, vornämlich von Altarbekleidungen, und auf sehr vereinzelt Geräthe von allgemeinerer Zweckdienlichkeit. Als das in kunsthandwerklicher Hinsicht hervorragendste Werk darunter, stellt sich die noch wohlerhaltene Bekleidung des Hochaltars in der Hauptkirche des heiligen Ambrosius zu Mailand dar.¹ Dieselbe, alle vier Seiten bedeckend, ist aus goldenen und silbernen, vergoldeten Platten zusammengesetzt, welche zahlreich mit Darstellungen von Scenen aus der heiligen Geschichte und dem Leben heiliger Personen, wie auch von einzelnen Heiligen, in erhobener Arbeit ausgefüllt sind. Dazu werden sämmtliche Felder, in welche diese Bilder zerfallen, von breiten Rändern eingefasst, welche Verzierungen von Email mit dazwischen geordneten farbigen Edelsteinen schmücken. Laut der auf dem Werk angebrachten Inschriften wurde dasselbe im Auftrage des Erzbischofs *Angilbert* von Mailand (zwischen 827 und 860) durch einen Goldschmied Namens *Wolvinus* ausgeführt; letzterer, wie angenommen wird, zwar seiner Abstammung nach ein Deutscher, doch seiner Geburt und Ausbildung nach höchst wahrscheinlich ein Mailänder. Die Arbeit, die somit aus der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts datirt, zeigt, bei völlig klarer Anordnung hinsichtlich der Vertheilung im Raum, in den Verzierungen „eine Mischung altrömischer Ueberlieferungen mit byzantinischer Zierlichkeit,“ in der Behandlung des Einzelnen aber eine gewisse, man möchte sagen, selbständige Unbeholfenheit. Das Ornament im Ganzen entspricht einzelnen an den Hauptportalen derselben Kirche vorkommenden Zierrathen, welche muthmasslich ebenfalls noch der karolingischen Zeit angehören,² und zum Theil in ähnlichen Bandverschlingungen u. s. w. bestehen; wie solche, obschon in weit roherer Form, der uralterthümlich germanischen Verzierungsweise eigen sind (*Fig. 300*).

b. Ziemlich gleichmässig verhält es sich mit der verzierenden Ausstattung der hier noch sonst zu erwähnenden Geräthe, soweit eben diese nicht, wie die berührte „*Pala d'oro*“ im Dom zu Venedig (S. 142), und wie das Kreuz, das der Kaiser *Lothar* dem Dom zu Achen widmete,³ in Wahrheit von griechischen

¹ S. bes. R. v. Eitelberger. Die Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand in „Mittelalterl. Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaats II. S. 30, wo zugleich die weitere Literatur darüber; dazu die Abbildungen bei Seroux d'Agincourt. *Sculpt. Tav. 26 a—c*; M. du Sommerard. *Album etc. 9 Series Pl. XVIII u. XIX.* — ² R. v. Eitelberger a. a. O. II. S. 23. — ³ M. Cahier et Martin. *Mélanges d'archéologie. Paris 1847—1849. I. S. 203 ff. Taf. XXXI u. XXXII*; dazu Mehreres bei J. Labarthe. *Recherches sur la peinture en*

Künstlern herrühren. Sieht man also von solchen ab, so zählen dazu insbesondere ein Kelch und ein Leuchter im Stift zu Kremsmünster, ¹ zwei Werke, welche die Ueberlieferung mit dem

Fig. 300.



angilolfingischen Herzog *Tassilo* in Verbindung bringt, der um 788 von *Karl dem Grossen* entsetzt wurde und als Gefangener im Kloster verschied. Beide Geräte sind durchgängig aus Rothkupfer hohl gegossen; nächst dem ist der Kelch (*Fig. 301*) rings auf dem Gefäss und auf dem unteren Theil des Fusses in ovale Felder getheilt, welche in aufgelöthetem Silber roh gezeichnete Darstellungen der vier Propheten des alten Bundes, Christus und der vier Propheten des neuen Bundes ausfüllen; sämtliche Felder durch ziemlich breite bandartig verzierte Randleisten umgrenzt; alles Uebrige, mit Ausnahme des obersten und untersten Randes, von denen jener ein Ornament mit phantastischen Thiergestalten, dieser eine Inschrift enthält, mit einem den Randleisten ähnlichen germanisirenden Zierrath bedeckt. Der Leuchter dagegen (*Fig. 302*) ist polirt, vergoldet, und an dem unteren Gestell, welches Thiergestalten bilden, und welchem die (drei) Füße fehlen, email etc. S. 17 und M. du Sommerard. *Les arts au moyen-âge. Series X. Pl. XXXIII.*

¹ F. Bock in den „Mittheilungen der k. k. österreich. Centralcommission“ IV. (1859) S. 6. m. Abbildgn.; vergl. dazu ebendasselbst S. 169, wo die kirchliche Bestimmung des Kelches, doch ohne ausreichende Gründe, bestritten wird.

theilweis mit Silberblech überzogen. — Ungeachtet nun diese Geräthe ihrem äusseren Gepräge nach im Ganzen noch immer auf eine Nacheiferung italischer und griechischer Vorbilder hindeuten,

Fig. 302.

Fig. 301.



lassen sie doch auch schon den Beginn einer eigenthümlichen germanischen Ausdrucksweise erkennen.¹ —

¹ F. Bock a. a. O. versetzt den Kelch und gewiss mit Recht in die letzte Hälfte des achten Jahrhunderts, den Leuchter aber in den Zeitraum vom achten bis zum zehnten Jahrhundert, was indessen, wenn auch in Anbetracht der allerdings nur spärlich erhaltenen Reste aus diesem Zeitraum, doch allzu vorsichtig genannt werden dürfte. A. Springer in der Abhandlung über den Bilderschmuck an romanischen Leuchtern (in Mittheilungen der k. k. Centralcommission v. 1860 S. 308) nimmt auch für ihn ohne Weiteres das achte Jahrhundert in Anspruch.

2. Im Anschluss an diese Ueberreste sind ferner noch einige Darstellungen von Prachtgeräthen u. s. w. in Bilderhandschriften des neunten Jahrhunderts und, wenn auch nur zur Uebersicht der Bethätigung im Allgemeinen, einige zerstreute Mittheilungen von gleichzeitigen Berichterstatlern näher in Betracht zu ziehen.

a. Aus jenen Darstellungen zunächst ergibt sich, abgesehen von den höchst rohen Abbildern von Gefässen, vor allem die Gestalt und Ausstattung der eigentlichen Thronsitze, da eben in mehreren dieser Handschriften, wie namentlich auch in den Evangeliiarien *Karls des Kahlen* und *Lothars*, der Kaiser, für den sie geschrieben wurden, auf seinem Thron sitzend verbildlicht ist (vergl. *Fig. 252 ff.*). Demnach nun bestand ein solcher Thron, höchst wahrscheinlich als Nachahmung der Thronstühle byzantinischer Herrscher (S. 157), entweder aus einer länglich viereckten, ringsum geschlossenen, hohen Bank mit erhöhtem Fussgestell, bedeckt mit reich verzierten Rundpolstern und mit einer Rücklehne versehen, welche zwei Säulen mit dazwischen befestigtem Teppich bildeten,¹ oder (so der Thron *Karls des Kahlen*)² aus einem mehr würfelförmigen Sitz, den eine im Kreis angeordnete schlanke Säulenstellung umgab, die, unterhalb etwa drei Fuss hoch bedeckt, im Innern mit Teppichen behangen war, und oberhalb, durch Rundbögen verbunden, einen kuppelartigen (?) Baldachin trug; das Ganze in allen Fällen sehr reich mit Gold und farbigen Steinen geschmückt. — Sonst noch gewähren jene Darstellungen, doch stets in nur dürftiger Ausführung, eine allgemeine Anschauung von kleinen Tischen, zum Schreiben bestimmt,³ und einigen anderen Zimmergeräthen, Stühlen, Bänken u. dergl., was indessen Alles, soweit danach ein Urtheil überhaupt statthaft ist, auf eine durchgängig noch wenig geläuterte Behandlungsweise der Form schliessen lässt.

b. Was sodann die bloss schriftlichen Mittheilungen anbelangt, erhellt aus diesen in Uebereinstimmung mit den bereits angeführten Nachrichten (S. 742, S. 747), dass man sich vor allem der Ausstattung des kirchlichen Dienstes durch kostbare Werke namentlich der Goldschmiedekunst widmete, und dass die Hauptwerkstätten dafür nun einestheils zwar schon im südlichen Frankreich, andernteils aber noch immer vorwiegend in Byzanz und Italien waren. So, um nur Einzelnes hervorzuheben, liess der

¹ Vergl. J. v. Hefner-Alteneck. Trachten des christlichen Mittelalters I. Taf. 31. Ch. Louandre et Hangard-Maugé. Les arts somptuaires I. France IX. siècle a. m. O. — ² J. v. Hefner-Alteneck a. a. O. Taf. 37. Ch. Louandre et Hangard-Maugé a. a. O. — ³ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonné du mobilier français S. 155; S. 238.

heilige Hadrian um 772 für die Kirche der heiligen Jungfrau mehrere Platten von reinem Golde mit emaillirten Darstellungen aus der heiligen Geschichte machen.¹ *Paschalis*, um 817 ein dem ähnlich verziertes Gefäss, gleichfalls von Gold, anfertigen.² *Angetelmus*, Bischof von Auxerre, gestorben 828, schenkte der Kirche St. Etienne mehrere verzierte Altartische, drei Kronen und zehn Leuchter von Silber und ein grosses Altarkreuz mit dem Bilde des Heilands von Gold; *Vala*, ebenfalls Bischof daselbst, gestorben 889, mehrere Gefässe von Gold und Silber und *Hincmar* um 852 der Kirche des heiligen Remigius zu Rheims ein Reliquarium von Silberplatten, geschmückt mit zwölf Statuen von Bischöfen.³ Um 847 wurde durch Papst *Leo IV.* ein goldener, reich emaillirter Altar für zweihundertundsechszehn Pfund beschafft.⁴ Um 855 stiftete *Benedict III.* eine Art gestickter Tapete, welche durchgängig mit Edelsteinen, mit kleinen goldenen Verzierungen und Emailbildchen versehen war.⁵ Um 885 ward auf Veranlassung *Stephans VI.* ein grosser goldener Standleuchter, besetzt mit kostbaren Edelsteinen, Perlen und Emailen verfertigt,⁶ ausserdem von demselben Papst ein in gleicher Weise geschmücktes grosses Altarkreuz dargebracht.⁷ Noch ferner heisst es dann mit Bezug auf königliche Schenkungen, dass unter anderem *Karl der Kahle* eine Darstellung Christi am Kreuz, schwer von Gold und mit Steinen besetzt, der Peterskirche zu Rom widmete,⁸ dass der Kaiser *Karl III.* gegen den Schluss des neunten Jahrhunderts der Abtei von St. Denis eine kostbare Achatschale von altrömischer Arbeit schenkte, noch weiterer Nachrichten zu geschweigen. Diese eben erwähnte Schale befand sich in ihrer ursprünglichen Fassung, durch goldene Umrandung und Fussgestell zu einem Kelche umgewandelt, noch bis um 1804 in der Bibliothek zu Paris,⁹ wohin sie um 1790 aus St. Denis versetzt worden war. Von dort in jenem Jahre entwendet, wurde sie zwar wieder entdeckt, jedoch war ihr Goldschmuck bereits verschwunden. In Weiterem ist noch hervorzuheben, dass um 872 der griechische Kaiser *Basilios* dem Könige *Ludwig* nach Regensburg mannigfache Geschenke sandte, unter denen sich ein Krystall von ungewöhnlicher Grösse befand, der (wohl als Reliquienbehälter dienend?) mit Gold und

¹ Anastasius bibliothec. liber Pontific. edit. Vignoli II. 226. — ² Dasselbst II. 344. — ³ P. Lacroix et F. Seré. Histoire de l'orfèvrerie-joaillerie. S. 22. — ⁴ Anastasius a. a. O. III. 88. — ⁵ Derselbe III. 165. — ⁶ Derselbe III. 270. — ⁷ Derselbe III. 275. — ⁸ Annalen von St. Bertin ad ann. 877. — ⁹ Félibien. Histoire de l'abbaye de St. Denis. M. Montfauçon. Les Antiquités expliquées en France etc.; bes. M. du Sommerard. Les arts au moyen-âge. 5. Series. Pl. XXXVIII.

Steinen reich verziert war,¹ sodann dass bereits der „Mönch von St. Gallen“ kleiner Tischmesserchen gedenkt,² nächstdem eine (Kirchen-) Orgel in so eingehender Weise beschreibt, dass man für dieses Instrument eine inzwischen rasch stattgehabte Vervollkommnung voraussetzen muss (vergl. S. 161). „Dieselben (griechischen) Gesandten“ — so berichtet jener Mönch,³ freilich auch hier wieder ohne Weiters mit Bezug auf Karl den Grossen (vergl. S. 510) — „überbrachten auch alle Arten von musikalischen Instrumenten nebst verschiedenen anderen Dingen. Alles dieses betrachteten nun die Werkleute des einsichtigen Karl, ohne sich etwas merken zu lassen, und bildeten es dann sehr genau nach; vorzugsweise aber jenes vortrefflichste aller Tonwerkzeuge, welches vermöge der mit Luft gefüllten ledernen Blasebälge, die wundersam durch ehernen Pfeifen blasen, das Rollen des Donners durch Kraft des Tons und das leichte Geschwätz der Leier an Milde und Süßigkeit erreichte.“ —

II. a. Die durchgreifendere Ordnung und Ruhe, die nach dem Aussterben der Karolinger durch die nachfolgenden sächsischen Fürsten *Heinrich I.* und *Otto I.* seit dem Beginn des zehnten Jahrhunderts insbesondere dem nunmehr „deutschen“ Reich wiedergegeben ward (S. 467, S. 477), im Verein mit dem Aufschwunge, den das Leben im Allgemeinen nach dem Jahre 1000 nahm (S. 479), dies Alles trug denn zur Wiederbelebung auch des Handwerksbetriebs kräftig bei. Indessen, wie noch das Verhalten der Stände zu einander beschaffen war, ja wie vorerst noch überhaupt das Dasein in seinen alltäglichen Forderungen auf ein nur überaus einfaches, im Grunde sogar noch rohes Genügen im Ganzen und Einzelnen gerichtet blieb, vermochten doch auch diese Umstände ihren Einfluss zunächst wiederum wesentlich nur auf die Ausübung kunsthandwerklicher Beschäftigungen für kirchliche Zwecke geltend zu machen, nicht aber auch schon in nur ähnlichem Maasse auf jene niederen Handwerke, denen vorwiegend die Beschaffung bloss häuslicher Bedürfnisse oblag. Der Betrieb aller derartigen Gewerke geschah auch jetzt noch und fernerhin fast lediglich durch Leibeigene oder eigens besoldete Knechte ausschliesslich im Dienste einzelner Herren auf deren Höfen oder Burgen, welche jedoch bei dem noch durchweg verhältnissmässig geringen Anbau meist weit von einander entfernt lagen. Hiermit denn aber war einerseits jede den Betrieb an sich fördernde Mittheilung sehr erschwert, andererseits, zugleich durch

¹ Jahrbücher von Fulda z. J. 872. — ² Mönch von St. Gallen II. c. 18. — ³ Derselbe II. c. 7.

den Mangel einer rückwirkenden Concurrrenz und eigenster Antheilnehmung am Schaffen, der Thätigkeit selber von vornherein ein nur sehr beschränkter Spielraum geboten. Dazu kam, dass man noch vorzugsweise nur für die härteren Arbeiten männliche Kräfte beanspruchte, dahingegen die leichteren durch weibliche Hände beschaffen liess, überhaupt aber dass noch kein geschultes Zusammenwirken bestand, vielmehr stets noch nur dem Ermessen des Einzelnen anheimgestellt blieb, die ihm gewordene Ueberlieferung in eigenem Genügen zu handhaben. Und wie denn doch jede Bethätigung an sich erst dann überhaupt von Erfolg sein kann, wenn ihren Versuchen und Leistungen der grosse Markt geöffnet wird, da sie ja erst im Vergleich mit dem Uebrigen zu mehrerer Würdigung zu gelangen vermag, dies aber nicht vor der festeren Begründung der Städte und des Bürgerthums in weiterem Umfange statt hatte, blieben auch alle jene Gewerke wohl frühestens noch bis zum zwölften Jahrhundert im Ganzen bei der ihnen überkommenen roheren Formenbildung stehen (s. unten).

b. Ganz anders aber verhielt es sich mit der Ausübung der Kunst-Handwerke. Diese war während der langen Wirren unter der Herrschaft der Karolinger ja nicht nur nicht unterbrochen worden, sondern hatte sich in die Klöster zu ruhigerer Förderung zurückgezogen (S. 746). Was somit der Ausbildung jener Handwerke vornämlich entgegenstand, konnte bei diesen, zufolge der einmal bestehenden Einrichtung der klösterlichen Gemeinschaften, gleich schon von vornherein in der That entweder niemals statt finden oder musste doch eine andere, immerhin günstigere Gestaltung gewinnen. Ausserdem schon dass hier jeden Einzelnen die (Grund-)Regel *Benedicts* zur Thätigkeit verpflichtete¹ und sogar gestattete, die klösterlichen Erzeugnisse, wenn auch für einen geringeren Preis als gemeinhin dafür gebräuchlich, an Nichtgeistliche zu verwerthen,² war zugleich durch die inneren Beziehungen dieser Gemeinden zu einander, wie insbesondere auch durch die Stellung, die sie der Welt gegenüber einnahmen, zwischen ihnen ein steter Verkehr und jede Art von Mittheilung nicht allein gegenseitig gewünscht, sondern selbst ausdrücklich geboten. Ja wenn sich in irgend einem Kloster eines seiner Mitglieder nach einer Richtung hin auszeichnete, so pflegte es häufig zu geschehen, dass andere Klöster um dessen zeitweilige Uebersiedelung zu sich er-

¹ Regula St. Patris Benedicti c. 48. — ² Daselbst c. 57.

suchten, damit es auch hier seine Kunstfertigkeit „zur Ehre Gottes“ ausübe.¹ Vermochte denn aber schon dadurch das Können und die Erfahrung des Einzelnen sehr Vielen zu einem Gemeingut zu werden, so dass sich nun deren Erzeugnisse auch um so gleichmässiger gestalten konnten, kam noch hinsichtlich deren Beschaffung, da sie ja hauptsächlich der Verherrlichung des kirchlichen Dienstes gewidmet waren, das uneigennützigere tiefere Bestreben stets das Vorzüglichste leisten zu wollen, mithin ein dem Betrieb wiederum höchst förderlicher Wetteifer hinzu.

Unter solchen Verhältnissen hatten sich schon bis gegen den Schluss des neunten Jahrhunderts in deutschen Klöstern zahlreich Künstler und Kunsthandwerker namentlich im Betriebe der Baukunst, der Miniatur- und Wandmalerei, der Giesserei, der Bildschnitzerei und Goldschmiedekünste herangebildet, und sich zum Theil auch schon die Begründung ausgedehnterer Werkstätten mit Eifer angelegen sein lassen.² Mit zu den vorzüglichsten dieser Männer zählten zunächst in dem Kloster Fulda der hochgelehrte *Rabanus Maurus*, später Erzbischof von Mainz (von 785 bis 856), sodann die Aebte *Thioto* (von 856 bis 869) und *Helmfried* (um 913). Ihnen folgten in gleicher Bethätigung, gewissermassen als deren Schüler, der auch als Maler berühmte Abt *Hatto* (von 956 bis 968) und darauf der vor allen anderen ausgezeichnete Abt *Wernher* (von 969 bis 982). Namentlich unter dem letzteren und seinem Nachfolger, dem Abte *Rohing* (zwischen 1043 bis 1047) beeiferte man sich hier namentlich, ausser in der Herstellung von Wandgemälden und Bildhauerwerken, in der möglichst kunstvollen Beschaffung von kostbaren Goldschmiedearbeiten.

Aehnlich wie in dem Kloster zu Fulda hatte sich, ziemlich gleichzeitig damit, der kunsthandwerkliche Betrieb in den übrigen Klöstern gestaltet, wie vorzugsweise in den Stiftungen zu Hirschau, Corvey, Lorch, Osnabrügg, Trier, Hildesheim, Mainz und St. Gallen, worunter sich insbesondere St. Gallen alsbald des verbreitetsten Rufes erfreute, so dass es schon früh zum Sammelplatz von Schülern aus allen Ländern ward.³ Nächst den früheren Aebten daselbst, den Begründern dieses Rufes, war es hier der Abt *Salomo* (von 891 bis 921), welcher sich in Beförderung jeglicher Art des Kunstbetriebs ausgezeichnet thätig erwies. In Folge seiner Leitung hauptsächlich erhoben sich aus der grossen Zahl der dort versammelten Geistlichen allmählig nicht

¹ Vergl. K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste III. S. 507. —

² D. Fiorillo. Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland I. S. 46 ff.

— ³ Daselbst a. a. O. S. 55. K. Schnaase a. a. O.

nur die geschicktesten, als auch die vielseitigsten Arbeiter, von denen sich dann vor allen zwei, Namens *Tutilo* und *Nothker* (von 973 bis 982) gleichmässig in der Malerei, der Bildschnitzerei und Goldschmiedekunst in so hohem Grade bethätigten, dass man sie weithin als die bedeutendsten ihres Jahrhunderts betrachtete. Von zahlreichen Werken, die sie geschaffen, liegt mannigfach ruhmvolle Kunde vor.¹ Auch ist von der Hand des *Tutilo* noch eine geschnittene Elfenbeinplatte im Kloster von St. Gallen vorhanden,² welche die Himmelfahrt der Maria und eine Scene aus der Legende des heiligen Gallus veranschaulicht, die ihrer ganzen Behandlung nach, bei schon gesteigerter Sicherheit in Betreff der Ausführung, noch ersichtlicher von der italischen und griechischen Darstellungsform abweicht,³ als jene vorweg erwähnten Geräthe (S. 749). — Als diesen beiden Künstlern gleichzeitig und ihnen vorzugsweise als Maler und Goldschmied ziemlich ebenbürtig, geschieht noch des dortigen Abtes *Immo* (von 982 bis 990) Erwähnung, der überdies einige unvollendete gestickte Teppiche mit der Darstellung der Himmelfahrt Christi hinterliess. Ihm folgte, um die Förderung des Kunstbetriebs nicht minder bemüht, der Abt *Ulrich* (von 990 bis 996) und hierauf, nach längerer Unterbrechung, welche die verheerenden Züge des Herzogs *Welf* veranlassten, *Mangold* (von 1117 bis 1128), der alsbald wiederum geschickte Künstler in seinem Kloster vereinigte. —

Wie vor allem diesen Bestrebungen, denen sich auch das Kloster Lorch vornämlich schon frühzeitig widmete,⁴ jener Aufschwung um den Beginn des zehnten Jahrhunderts förderlich ward, so auch nun wirkte darauf noch besonders die durch die *Ottonen* wieder eröffnete nähere Verbindung mit Italien und der nach dort erweiterte Handel (S. 527) in nachhaltiger Weise zurück, ganz abgesehen von dem noch ferneren Einfluss, den dahin auch der Reichthum der Klöster im Allgemeinen ausüben musste, welchen sie bis zum Jahre tausend durch beständige Schenkungen erwarben (S. 479). Durch die Verbindung mit Italien wurden den Deutschen die dort vorhandenen Schätze des Alterthums weiter erschlossen, aber auch die Erzeugnisse byzantinischer Kunstfertigkeit in noch ausgedehnterem Maasse, wie bisher, entgegengetragen; und dies noch um so entschiedener, als eben jetzt dort die Ausübung der Kunst und der eigentlichen Kunsthand-

¹ D. Fiorillo a. a. O. I. S. 55 ff. IV. S. 35 ff. L'abbé Texier. Dictionnaire d'orfèvrerie etc. S. 949 ff. — ² Vergl. unt. And. H. Otte. Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie des deutschen Mittelalters. Leipz. 1854. S. 185 m. Abbildungen. — ³ K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste III. S. 508. — ⁴ D. Fiorillo a. a. O. S. 59 ff.

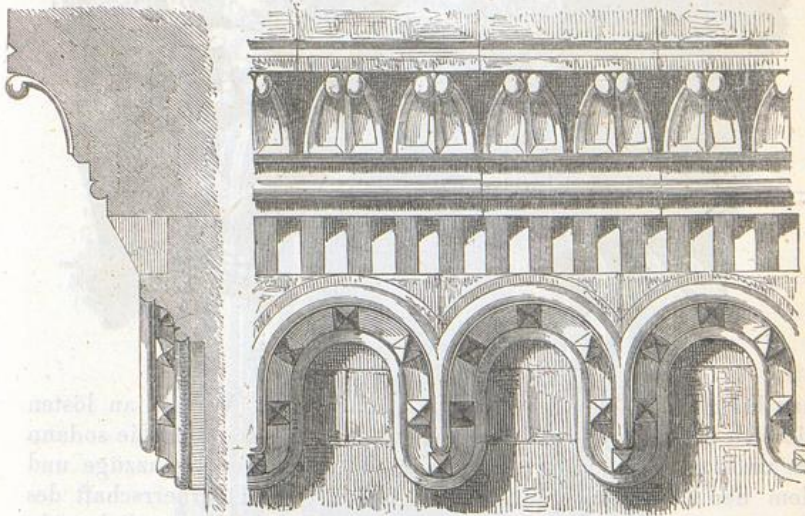
werke dem gänzlichen Verfall unterlag, so dass man sich nunmehr auch daselbst fast nur noch auf jene verwiesen sah (S. 527 ff.). Dieser letztere Umstand vornämlich, dazu die Vermählung *Otto II.* mit der griechischen *Theophanu*, in Verbindung mit dem Einfluss, den diese auf *Otto III.* ausübte (S. 469), wodurch alsbald griechisch-italisches Wesen mindestens zum Hofton ward, dies Alles hatte unfehlbar zur Folge, dass die heimischen Kunsthandwerker den byzantinischen Erzeugnissen viel zu eifrig nachstrebten, als dass gerade bei ihrem Betrieb, bei der Ausübung der Kleinkünste, schon eine eigene selbständigere Richtung zum Durchbruch hätte gelangen können. Auf diesem Gebiete insbesondere blieb man vorerst noch stark befangen, so dass die dahingehörigen Leistungen, wie eben das vorweg besprochene Elfenbeinschnitzwerk des *Tutilo* (S. 755) und wie die gleichfalls schon früher berührte Elfenbeinplatte mit der Darstellung *Otto's II.* und *Theophanu* (*Fig. 230*), bei allen Anzeichen eines bereits fortwirkenden Strebens nach Selbständigkeit, immer noch wesentlich das Gepräge griechischer Arbeit an sich tragen.

Demgegenüber war es zuvörderst nur der Ausübung der Baukunst vergönnt, einem solchen freieren Bestreben in weiterem Sinne Rechnung zu tragen. Auf deren Betrieb, den ebenfalls die Geistlichkeit ausschliesslich verfolgte, vermochte nach dem Vorgange der Bauausführungen seit *Karl dem Grossen*, da diese in ihrer vorzugsweise romanisirenden Durchbildung einmal als mustergültig vorlagen, die byzantinische Darstellungsform wohl kaum mehr Einfluss auszuüben. Ueberdies aber sahen sich nun die Baukünstler vor allem auf Grund der seit den Ottonen um so viel mehr erweiterten Kenntniss altrömischer Werke zu einer dem noch gemässeren Formengebung gleichsam gedrängt, was denn allein schon der Sachlage nach nicht nur in Nachahmung bestehen konnte, vielmehr auch in freier selbstschöpferischer Betätigung vor sich gehen musste. Solche (Neu-)Gestaltung nun, rücksichtlich ihrer Grundbedingungen der romanische Stil genannt, betraf zunächst wiederum den Kirchenbau, und äusserte sich vorerst hauptsächlich in der Behandlung des Einzelnen. In Anbetracht der Gesamtanordnung knüpfte man fast unmittelbar an die schon vorweg dafür verwandte Form der alten Basilika an, sie nur nach Maassgabe kirchlichen Zwecks noch ebenmässiger ausdehnend. In der Behandlung des Einzelnen dagegen, wie namentlich in der Durchführung und Vertheilung des Ornaments,¹

¹ F. Kugler. Geschichte der Baukunst II. S. 33.

vermochte man sich gewissermassen von vornherein freier zu bewegen, indem man die dafür bisher fast gleichmässig nachgeahmten altrömischen Formen, wenn auch nicht gerade völligst verliess, doch in mehr nordisch-volksthümlichem Sinne zu neuen Gestaltungen umbildete. An Stelle jener traten fortan, eben aus ihnen hervorgehend oder auch nur an sie anlehnend, einerseit Linearverzierungen: theils einfach strickartig gewundene, theils in einander verschlungene Bänder, theils wellenförmig gebogene und

Fig. 303.



zickzackartig gebrochene Stäbe, theils dicht an einander gereihte Schuppen und kleine würfelförmige Klötzchen entweder in Abständen neben einander oder schachbrettweise geordnet, Perlen, Knöpfchen u. dergl. (Fig. 303), andererseits, in Verbindung damit: freilich noch durchweg ziemlich starr behandelte Ranken- und Blätterzierrathe und Blumen von gleich strengem Gepräge (Fig. 304), und endlich auch noch als besondere Zuthat, oft von sinnbildlichem Bezuge: Thier- und Menschengestaltungen von zum Theil sehr phantastischer und ungeheuerlicher Erfindung (Fig. 305); dies Alles durch ein entschiedenes Vorherrschen der wagerechten Linie, der Säule und des Halbkreisbogens gegliedert und gleichsam baulich gebunden.

Anfänglich natürlich vermochten sich die Künstler auch in dieser (neuen) Form immerhin nur versuchsweise zu äussern, so

dass es ihnen bei aller Bemühung doch vorerst nur verstattet blieb, sich darin in noch vorwiegender Schwere und massiger Einfachheit zu bewegen. Diese Versuche währten indess, bei beständiger Läuterung und immer erneuter Frische des Schaffens,

Fig. 304.



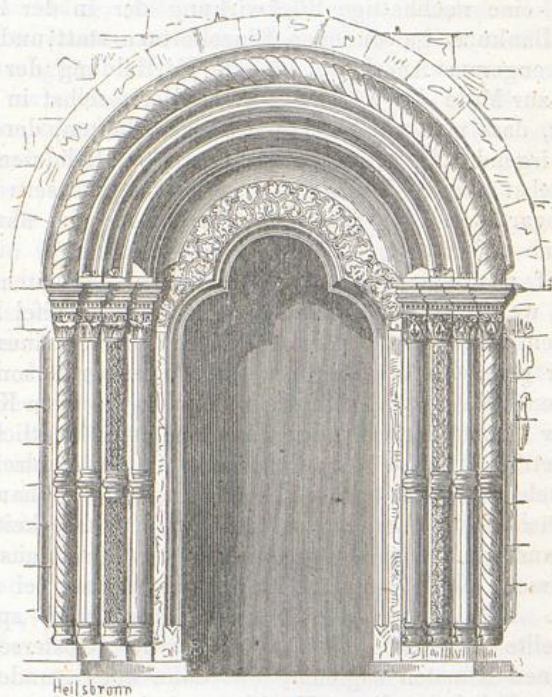
Fig. 305.



nur bis zum Schluss des zehnten Jahrhunderts. Von da an lösten sie sich schneller zu selbständigerer Bedeutsamkeit auf, die sodann im zwölften Jahrhundert, unter dem Einfluss der Kreuzzüge und dem der Erhebung weltlicher Macht aus der Oberherrschaft des Papstes, ihren vollgültigsten Ausdruck gewann. Namentlich während dieses Zeitraums (seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts) verloren sich die bisherige Schwere und schwankende Unbeholfenheit. Gefördert eben durch jene Erhebung, wie auch durch die neuen Anschauungen, welche die Kreuzzüge mit sich brachten, erreichte man nun, auch durch Aufnahme einzelner orientalischer Formen, im Ganzen sowohl wie im Einzelnen eine unabhängige reiche, und doch leichtere Durchbildung. So, was jene Formen betrifft, eignete man sich von den Arabern insbesondere den Spitzbogen, den sogenannten Hufeisenbogen und den aus mehreren kleinen Bögen gebildeten Halbkreisbogen zu (vergl. S. 227), was sodann wiederum die Ausbildung noch anderweitiger Schmuckgliederungen, wie etwa die des Kleeblattbogens und mancherlei verzierten Stabwerks, überhaupt aber die einer freieren und bewegteren Darstellungsweise des bildnerischen Zierraths an sich, mit-

hin auch des Blätter- und Blumenwerks u. s. w., zur Folge hatte (Fig. 306). Hiermit indessen, in der Vereinigung solcher fremden Gestaltungen mit den selbständig gewonnenen Formen, wurde dann aber auch zugleich die Fortbildungsfähigkeit dieses Stils, wenn auch nicht geradezu erschöpft, jedoch nun in Anbetracht der neuen Zeitströmung mit ihren Forderungen, die schliesslich doch

Fig. 306.



auch wiederum den ihr gemässen künstlerischen Ausdruck verlangte, um den Beginn des dreizehnten Jahrhunderts gewissermassen zum Abschluss gedrängt. —

Indem denn so das erwachte Bestreben nach eigenster Selbständigkeit in der Baukunst zuerst Gestalt gewann, ward nun diese hinsichtlich der Form die Vorbildnerin für die Kunsthandwerke. Erst gegenüber den Erfolgen, die dort so fühlbar zu Tage traten, entsagte man bei deren Ausübung, zunächst allerdings mehr unbewusst, der Nachahmung byzantinischer Werke, sich ferner nur noch der Vorzüge bemächtigend, welche diese in Betreff der Behandlung darboten. Freilich wohl konnte auch

dies im Ganzen zuvörderst nur sehr allmählig geschehen, da man sich ja gerade auf diesem Gebiete an derartigen Mustern herangebildet und gleichsam an sie gewöhnt hatte; indessen scheint hier ein Einfluss derselben doch keineswegs länger als bis zum Schluss des elften Jahrhunderts gedauert zu haben. Seit dieser Zeit wenigstens fand bereits auf alle die Zweige des Kunsthandwerks, welche sich mit der Herstellung geräthschaftlicher Dinge befassten, eine nachhaltige Rückwirkung der in der heimischen (Kirchen-)Baukunst gewonnenen Einzelformen statt und zwar, in beständig engerem Anschluss an die Fortbildung der letzteren, schon bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts selbst in derartiger Steigerung, dass man nun einzelnen Geräthschaften, deren Zweckform dies irgend zuliess, wie denn vor allem Reliquienschreinen, Altären nebst ihrem Zubehör, ja auch Rauchfässern u. dergl., zumeist sogar eine dem Kirchengebäude durchaus ähnliche Gestaltung gab (s. unten).

So tief nun ein solches Verhältniss an sich auch innerlich begründet war, beruhte es indess wohl ohne Zweifel auch noch mit auf dem äusseren Umstand, dass man noch keineswegs eine bestimmter geregelte Theilung der Arbeit verfolgte, sondern vielmehr in den Klosterschulen, den ja überdies einzigen Kunstwerkstätten, der Mehrzahl nach jeder Einzelne fast sämtliche Künste zugleich betrieb (S. 755 ff.). Denn auch in den zahlreichen Stiftungen, welche sich seit dem zehnten Jahrhundert hauptsächlich auch in sächsischen Landen zu ähnlicher Wirksamkeit erhoben, wie unter anderen in Magdeburg, Quedlinburg, Nordhausen, Merseburg, Meissen, Naumburg u. s. w., beharrte man bei demselben Verfahren. Und ebenso widmeten sich auch noch später dann höchstgestellte Geistliche selbst ausserhalb der Klosterschulen den verschiedenen Künsten zugleich, was dann aber gerade noch um so mehr zur Erhaltung dieses Verfahrens beitrug, als nun zumeist sie den Kunstbetrieb überhaupt förderten und leiteten.

Zu derartig sich auszeichnenden Männern zählten nunmehr insbesondere die beiden Lehrer Ottos III., *Bernward*, Bischof von Hildesheim (gest. 1023) und *Willigis*, Erzbischof von Mainz (gest. um 1011), ferner *Meinwerk* von Paderborn (gest. 1035), *Benno*, Bischof von Osnabrück (gest. 1088), *Sigismund*, Bischof von Halberstadt, *Theodor von Utika*, *Notker Balbulus* u. A. m. Wohl der begabteste unter Allen war Bischof *Bernward von Hildesheim*,¹ von dessen Hand noch mehrere bedeutende Werke vor-

¹ D. Fiorillo. Geschichte der zeichnenden Künste in Deutschland I. S. 70 ff. K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste IV. 2. Abth. S. 36,

handen sind. Von ihm erzählt sein Lebensbeschreiber: ¹ „Obgleich sein Geist aufs feurigste für jede höhere Wissenschaft brannte, verwandte er doch demungeachtet auch grossen Fleiss auf die leichteren Künste, welche wir die mechanischen nennen. Im Schreiben that er sich vornämlich hervor, die Malerei betrieb er mit Feinheit, ausnehmend geschickt war er in der Kunst, Metalle zu bearbeiten, edle Steine einzufassen und in noch fast jeglicher Herrichtung, wie dies auch folgend durch viele prächtig geschmückte Bauten zu Tage kam, die er selber aufführte.“ Daneben „durchging er die Werkstätten, wo Metalle zu verschiedenen Zwecken vorbereitet wurden und prüfte die einzelnen Arbeiten. Ebenso feuerte er auch alle, die ihm näher angingen, zu ähnlichen Bestrebungen fast über ihre Kräfte an. Auch gab es keinen Kunstbetrieb, worin er sich nicht selber versuchte, wenn er sich solchen auch nicht gerade bis zur Vollendung aneignen konnte. Nicht allein in unserem Münster, vielmehr an verschiedenen Orten richtete er Schreibstuben ein, so dass er eine reichhaltige Sammlung theologischer und philosophischer Schriften und Bücher zusammenbrachte. Die Malerei aber und Bildnerlei und die Kunst der Metallarbeit und die, edle Steine zu fassen, und Alles was er nur Zierliches in dergleichen Künsten zu ersinnen vermochte, liess er niemals vernachlässigen, so wie er denn auch an überseeischen und schottischen (irischen?) ² Gefässen, welche der königlichen Hoheit als eigene Gabe dargebracht wurden, ³ das, was er selten und trefflich fand, für seine Zwecke zu nützen wusste. Nicht minder auch führte er vorzüglich kunstfähige Knaben mit sich an den Hof oder auf Reisen und trieb sie an, sich alles dessen zu befehligen, was sich in irgend einer Kunst als das Würdigste darbot. Zu dem allen befasste er sich mit musivischen Arbeiten zur Ausschmückung der Fussböden, und stellte selbst nach eigener Erfindung ohne irgend eine Anweisung (künstlich geformte?) Dachziegel her.“ „Die alten Besitzungen seiner Vorfahren, welche er ungebaut fand, schmückte er durch treffliche Bauten, zierte auch einige von diesen durch Anwendung rother und weisser Steine und durch musivische Malereien, so dass ein gar stattliches Werk

S. 70, S. 504, bes. G. Kraatz. Der Dom zu Hildesheim u. s. w. II. S. 48 ff. mit Abbildungen.

¹ Thangmar. Leben des Bischofs Bernward von Hildesheim bes. c. 1, c. 5 u. c. 6. — ² Vergl. K. Schnaase a. a. O. IV. 2. Abth. S. 462. — ³ Ehrengeschenke an Könige von Seiten fremder Völker dauerten unausgesetzt fort. So erhielt unt. and. Otto I. von „vielen Königen und Völkern Geschenke, von Römern, Griechen und Saracenen: goldene und silberne Gefässe, eherne kunstreich gearbeitete Geschirre, Gefässe von Glas, auch von Elfenbein, künstlich verziert.“ Widukind III. 56.

daraus ward. So bedeckte er mit ausnehmend schönen Gemälden sowohl die Wände als auch das Getäfel der Decke, dass man an der Stelle des alten wahrhaft Neues zu sehen glaubte. Für die feierlichen Umzüge an den einzelnen Hauptfesten besorgte er Evangelienbücher, die (an ihren Deckeln) von Gold und kostbaren Edelsteinen prangten; ferner Rauchfässer von ausserordentlichem Preise und ungemeiner Schwere, und nichtsdestoweniger beschaffte er noch mit seltsamer Betriebsamkeit mehrere Kelche, einen aus Onyx, einen andern aus Krystall und einen, zum Gebrauch beim Gottesdienste, aus reinstem Golde, der zwanzig Pfund wog. Auch einen wunderbar grossen Kronleuchter, der von Silber und Gold schimmerte, hing er in der Kirche auf, noch vieles andere zu geschweigen“ — wohin, nach dem Zeugniß desselben Schriftstellers, auch noch eine Kapsel gehörte, um „das lebendig machende Holz vom Kreuze Christi darin zu verwahren, welche von Gold und Steinen erglänzte.“ Soweit der gleichzeitige Bericht über Bernward, mit dem die Nachrichten anderer Schriftsteller über den ähnlichen Betrieb der noch ferneren Kunstbeförderer im Allgemeinen zusammenklingen. Aus allem ergibt sich noch nebenher, dass man sich durchgängig fast ausschliesslich im Dienste der Kirche bethätigte und dass man, hier abgesehen von der Baukunst und der Klein- und Wandmalerei, hauptsächlich der Metallarbeit, der Giesserei und der Goldschmiedekunst nebst den damit verbundenen Künsten, der Behandlung der Edelsteine, der Filigranarbeit, dem Niello und, wie auch sonst noch bestätigt wird, der Emailmalerei oblag. Diese, vermuthlich zunächst in Folge der Verbindung *Oyos II.* mit der griechischen *Theophanu* durch byzantinische Künstler nach Deutschland unmittelbar verpflanzt, fand daselbst dann bis zum zwölften Jahrhundert zunehmend weitere Verbreitung, wozu wohl noch der Umstand beitrug, dass man allmählig dahin gelangt war, sie ausserdem wie bisher, nur auf Gold, auf Kupfer übertragen zu können, was dann namentlich umfangreicheren Werken trefflich zu statten kam (S. 68). Zudem auch ist es nicht unwahrscheinlich, dass selbst die Entdeckung der Harzbergwerke, welche um 968 in der Gegend von Goslar geschah und deren Ausbeute so reichlich ausfiel, dass man vermeinte in Sachsen wäre das goldene Zeitalter angebrochen,¹ auf den Betrieb der Metallarbeit im Ganzen sehr günstig zurückwirkte, sofern man eben auf eine noch gründlichere Behandlungsweise des Schmelzens und Giessens u. s. w. geleitet ward. Im Uebrigen

¹ Thietmar von Merseburg. Chronik II. c. 8; vergl. W. Fischer. Geschichte des deutschen Handels I. S. 270 ff.

noch wurde nach wie vor die Schnitzerei in Elfenbein, die Stickerei und Wirkerei von grossen Wandteppichen u. dergl. (S. 530) mit vorzüglichem Eifer gepflegt. Und wenn schon die Bildnerei in Stein vorerst (etwa bis zum zwölften Jahrhundert) noch minder thätig befördert ward,¹ dürfte dagegen die Holzbildnerei stets um so fleissiger geübt worden sein.

A. Was nun von einzelnen Erzeugnissen derartiger Kunstbethätigung aus dem Verlauf vom zehnten Jahrhundert bis in den Anfang des dreizehnten theils von Augenzeugen erwähnt, theils noch wirklich vorhanden ist, gehört ganz der bis zu dieser Zeit eingehaltenen Richtung entsprechend, fast ausschliesslich der Kirche an. Dasselbe umfasst zahlreiche Beispiele,² so dass nun auch für den Grad der Ausbildung selbst innerhalb ihrer verschiedenen Zweige ein ziemlich sicherer Maassstab vorliegt. Doch ist dazu gleich vorweg zu bemerken, dass während man bisher das Kirchengeräth noch häufiger ohne durchgreifenden Bezug, zum Theil gar willkürlich behandelte, man sich fortan zunehmend bemühte, auch dem Geringsten, was mit der Ausstattung des kirchlichen Dienstes verbunden war, eine dem Sinne des Christenthums möglichst eng angemessene sinnbildnerische Bedeutung zu geben, ja dies bis ins Kleinlichste durchzuführen,³ und dass somit eben diese Geräte, bei aller äusseren Verschiedenheit, im Ganzen dennoch ein eigenes gemeinschaftliches Gepräge tragen.

1. Unter diesen Geräthschaften nahmen fortdauernd die heiligen Gefässe, sowohl der Zahl als Bedeutsamkeit nach, eine der ersten Stellen ein. Dazu nun zählten, und zwar vor allem die Kelche nebst ihrem Zubehör, der Patena und einer Saugröhre zum Genuss des heiligen Weines; sodann die zur Aufbewahrung der Hostie gebräuchlichen Ciborien, ferner verschieden grosse Schüsseln und Giessgefässe in Form von Kannen, Taufbecken, Weih- und Sprengkessel, Räucherfässer und kleine Büchsen zur Verwahrung des Weihrauchs, kleine Salb- oder Oelfläschchen, und endlich zahlreiche Reliquienbehälter in mannigfacher Gefässgestalt.

a. Aus dieser Fülle von Gegenständen, welche sich dem Kunsthandwerk mithin schon allein auf dem Gebiet der Gefäss-

¹ K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste IV. 2. Abth. S. 499 ff. — ² Um für das Folgende ein zu häufiges Anführen des Einzelnen zu vermeiden, sei auf die betreffenden Abhandlungen u. s. w. in den bereits (S. 41 not. 1, S. 120, not. 1, S. 660, not. 2, S. 724, not. 1) angeführten Werken verwiesen. — ³ Vergl. K. Schnaase a. a. O. IV. 1. Abth. S. 76.

bildneri darbot, waren es vornämlich die Kelche¹ und von diesen wiederum zunächst die mit der Feier des Abendmahls verbundenen wirklichen „Speisekelche“ (*Calices ministeriales*) und die zur Ausschmückung des Altars bestimmten zumeist sehr grossen Prachtkelche, deren möglichst kostbare Beschaffung man sich angelegen sein liess. Mit einigen Kelchen der letztern Art beschenkte der Erzbischof *Willigis* seine eigene Domkirche zu Mainz; sie sämtlich von Gold und beträchtlicher Grösse, darunter einer von der Höhe einer Elle und Fingersdicke, durchaus mit edelen Steinen besetzt.² Auch scheint es, dass zu derartigen Kelchen bisweilen die Mehrzahl von Kelchen zählte, womit zufolge des *Anastasius* nicht selten Kaiser, Fürsten und Päpste einzelne Kirchen ausstatteten (S. 751). Da solche Kelche wohl grossentheils vorwiegend in der Eigenschaft von Weihegeschenken (*Donaria*) ausschliesslich zur Zierde bestimmt waren, konnte man sich bei deren Herstellung im Allgemeinen freier bewegen. Für die Beschaffung der anderweitigen eigentlichen Gebrauchskelche dagegen, wie der alltäglichen Messkelche (*Calices quotidiani*), der Taufkelche (*Calices baptismales*) und der Abendmahlskelche hauptsächlich, trat fortan eine Beschränkung ein, indem die dafür schon überdies spätestens seit dem neunten Jahrhundert erlassenen kirchlichen Vorschriften bedeutend verschärft und im Einzelnen noch bestimmter ausgeführt wurden. Denn während bis zu diesem Zeitpunkt die Kelche aus allen beliebigen Stoffen und in verschiedenen Formen bestanden oder doch bestehen konnten, ja in ärmeren Kirchen sogar hölzerne Kelche Anwendung fanden, verlangten nunmehr jene Vorschriften den ausschliesslichen Gebrauch von goldenen oder silbernen Kelchen, und falls Mittellosigkeit nur kupferne Kelche gestatten sollte, dass diese durchweg stark vergoldet seien, was freilich wohl niemals ganz durchführbar war, wie man denn auch in ganz armen Kirchen, wenn auch nur als nothgedrungene Ausnahme, Kelche von Zinn musste gelten lassen.³ Zugleich bestimmen die Vorschriften über Form und Ausstattung. Demzufolge sollte der Kelch aus Fuss, Schaft, Knauf und Schale bestehen und auf der Fläche des Fusses (*Pes*) keine andere Darstellung als die des Leidens Christi enthalten; der Schaft (*Stylus*)

¹ S. das Einzelne darüber bei W. Augusti. Handbuch der christlichen Archäologie III. S. 518 ff. — ² F. Wetter. Geschichte und Beschreibung des Doms zu Mainz S. 156. — ³ Ein solcher Kelch von Zinn nebst Patena, beides dem h. Wolfgang zugeschrieben, befindet sich im Stifte zu St. Wolfgang in Oberösterreich, s. E. v. Sacken in: Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreich. Kaiserstaats I. S. 125.

sei genügend hoch, um bequem gefasst werden zu können; der Knauf (*Nodus*) je nach Vermögen mit Edelsteinen besetzt oder glatt, und endlich die Schale (*Cuppa*) nach unten, gegen den Schaft zu, etwas enge, von hier zum Rand hin allmählig erweitert, und der Rand selber so beschaffen, dass er weder ein- noch auswärts, noch irgend wie gebogen erscheine. Auch sollen auf der äusseren Fläche der Kuppe jedwede künstlerische Zierrathen mindestens zwei bis drei Finger breit von dem Rande entfernt bleiben und dieser oberhalb nicht breit, sondern mehr scharf auslaufend gebildet, ausserdem aber noch an der Kuppe weder inwändig noch auswändig Kreise gezogen, vielmehr die Fläche durchaus glatt gearbeitet sein.

Obschon man nun wohl diese Verordnung im Allgemeinen fortan befolgte (wenigstens da, wo sie bekannt war), wich man von ihr doch bald hie und da, vorzugsweise in dem Bestreben nach reicherer Ausstattung, im Einzelnen ab. Letzteres bestätigen nicht sowohl die Vorschriften, welche *Theophilus* (im elften oder Anfang des zwölften Jhrh.) in seinem alle Zweige der Technik umfassenden Werke für die Form und Herstellungsweise der Kelche giebt,¹ als vielmehr noch die aus dieser Zeit vorhandenen Gefässe der Art. Abgesehen von dem ältesten, dem „Kelch des Herzogs *Tassilo*“ (S. 749), stellt sich gleich einer der nächstältesten, dem zehnten Jahrhundert angehörig, in davon abweichender Durchbildung dar. Es ist dies der sogenannte „Kelch des heiligen *Gozlin's*“, Bischof von Toul² (von 922 bis 962), der schon nicht einmal mehr in der Form mit jener Verordnung übereinstimmt, indem die Kuppe, zwiefach gehenkelt, eine halbkugelförmige Schale mit leicht umgebogenem Rande bildet, derselbe aber noch überdies an allen Theilen mit Gravirung, mit grünlicher und blauer Email und Edelsteinen reich geschmückt ist. Fast noch grössere Willkürlichkeiten lassen dann die noch übrigen Kelche des elften und zwölften Jahrhunderts wahrnehmen. Von diesen sind einzelne nicht selten durchweg theils mit stark erhobenen ranken- und blumenartigen Zierrathen,³ theils, wie der „Kelch des heiligen *Remigius*“ in der Bibliothek zu Paris,⁴ mit künstlicher Filigranarbeit und dazwischen symmetrisch vertheilten farbigen Steinen reichlich versehen, andere,

¹ In dem oben (S. 140 not. 2) näher bezeichneten Werk lib. I. c. XXIII bis c. XXXVII; vergl. *l'abbé Texier. Dictionnaire d'orfèvrerie etc.* S. 300 (Art. „*Theophile*“). — ² *M. de Caumont. Abcedaire etc.* II. S. 55. — ³ Vgl. die Abbildung eines „deutschen“ Kelchs des zwölften Jhrh. bei *Didron. Annales archéolog.* XVIII. S. 273. — ⁴ Dasselbst II. S. 363. *P. Lacroix et F. Seré. Histoire de l'orfèvrerie etc.* S. 51.

so namentlich des zwölften Jahrhunderts, theils abwechselnd mit solchen Zierrathen und mit bildlichen Darstellungen aus der Leidensgeschichte Christi,¹ theils, wie der zierliche „Speisekelch“ im Stifte Wilten in Tyrol² (Fig. 307), fast nur mit derartigen

Fig. 307.



Bildern bedeckt. Und nicht minder auch weichen die Haupttheile, wenngleich überall wiederkehrend, in ihrer Gestaltung im Einzelnen mannigfach von einander ab. — Nach alledem aber dürfte sich denn für die Kelchform dieses Zeitraums als allgemein gültig nur so viel ergeben:³ dass sämtliche Theile (Fuss, Schaft, Knauf und Schale) durchgehend kreisrund, die Schale vorwiegend als halbe Hohlkugel gebildet wurden, letztere gewöhnlich etwas höher als der Halbmesser der ganzen Kugel und zuweilen am oberen Rande mässig ein- oder auswärts gebogen; dazu der Schaft zumeist ziemlich dünn, der Knauf hingegen kugelig und stark, der Fuss gewöhnlich breit und flach; der Schmuck bis gegen das zwölfte Jahrhundert hauptsächlich ein mehr oder minder streng behandelter Bänder- und

¹ A. Przewdziecki et E. Rastawiecki. Monuments du moyen-âge et de la renaissance etc. Vol. I. — ² K. Weiss. Der roman. Speisekelch des Stiftes Wilten in Tirol etc. in: Jahrbuch der k. k. Centralcommission IV. (1860) S. 24. — ³ Vergl. K. Weiss a. a. O.

Pflanzenzierrath, nächst dem mancherlei Darstellungen biblischer Scenen und heiliger Figuren, so am Fuss und Knauf insbesondere häufiger die Bilder der Evangelisten in runder Umfassung, entweder gravirt oder flach erhoben getrieben; die Schale zuweilen mit zwei kurzen Öhren oder kleinen Henkeln versehen. —

b. Die zum Kelch in nächster Beziehung stehende *Patena* oder *Patina* bot sich nun zwar ebenfalls zu mannigfach reicher Durchbildung dar, doch sah man sich hierfür schon durch deren Bestimmung, das geweihte Brod aufzunehmen, um es am Altare darzubringen, auf bestimmtere Grenzen beschränkt: der Zweck bedingte die Form einer Schüssel mit glattem nur mässig vertieften Boden; mithin konnte sich aller Aufwand vorzugsweise nur auf den Stoff und höchstens noch auf die Ausstattung des äusseren Randes ausdehnen. Innerhalb dieser Grenzen indess ward dann aber auch sie nicht minder wie der Kelch möglichst kostbar beschafft und selbst auch, in Verbindung mit diesem, eigenen Vorschriften unterworfen. Letztere nun bestimmten ausdrücklich, dass sie stets in Uebereinstimmung mit dem Kelche, zu dem sie gehörte, von einerlei Metall sein solle, dass man sie ausschliesslich rund und ihren Rand zart und scharf bilde, damit die Abfälle der Hostie sorgfältig könnten gesammelt werden, und dass man sie allenthalben glatt, ohne welche Zierrathen belasse; nur in der Mitte ein wenig vertiefe. In Folge dessen nun fertigte man die Patenen von Gold oder Silber oder von vergoldetem Kupfer, ja, wo es die Mittel gestatteten, selbst die von Gold oder Silber sehr stark, zuweilen zwanzig bis dreissig Pfund schwer. Solche Patenen namentlich versah man auch wohl noch, gegen die Vorschrift, am äusseren Rande ringsherum mit reichem Besatz von edlen Steinen, Filigranarbeit u. dergl. (vergl. S. 729) und, bequemerer Handhabung wegen, mit zwei Öhren oder Henkeln. Als es dann seit dem elften Jahrhundert üblich wurde das heilige Mahl statt, wie bis dahin, in rundlichen Brödchen, in der noch gegenwärtigen Form, der einer „Oblate,“ darzureichen,¹ begann man die Schüssel zu verkleinern, dergestalt, dass man sie dem Kelche, zu dem sie gehörte, als Deckel anpasste, sich zugleich meist nur darauf beschränkend, den Rand mit dem Kreuzeszeichen zu schmücken oder doch nur leicht zu graviren. — Unter den mannigfachen Geschenken, welche der König beim Wiederaufbau von Hamburg dem Stifte daselbst übersandte, be-

¹ Vergl. über Zubereitung, Form und Gebrauch der Hostien insbes. A. J. Binterim. Ueber Hostienhandel in Deutschland und Frankreich. Düsseldorf 1852.

fand sich, nächst drei goldenen Kelchen, ein silbernes vergoldetes Schild,¹ letzteres vielleicht eine Prachtpatena. Und *Thietmar von Merseburg* gedenkt bei Erzählung der zahlreichen Gaben, womit König *Heinrich II.* dessen Kirche bereicherte, eines goldenen mit Edelsteinen besetzten Bechers nebst Altarschüssel und dazu gehöriger Saugröhre.²

c. Diese ebenerwähnte Röhre war eine der „Saug- oder Speiseröhren“ (*Arondo; Canna; Fistula; Sypho; Pipa; Calamus*), deren man sich, wie schon bemerkt, zur Darreichung des Weines bediente, lediglich darauf abzweckend, dass vom Wein nichts verschüttet werde. Sie selber wurden gewöhnlich von Silber, von Gold oder Elfenbein hergestellt in der Gestalt eines geraden Rohrs mit einem oder mit zweien Henkeln und trichterförmiger Erweiterung des Endes, das in den Kelch getaucht wurde. Da ihre Anwendung überhaupt mit der Aufhebung der Communion in beiderlei Gestalt aufhörte, sind deren im Ganzen nur Wenige erhalten.³

d. Sah man sich bei der Herstellung der genannten Geräthschaften in Betreff eines Formenwechsels allein schon durch ihren Zweck mehr gebunden, vermochte man sich nun bei der Beschaffung namentlich der zu verschiedenem Gebrauche bestimmten Wein- und Wasserkännchen (*Ampulla; Amula; Manile*) um vieles freier zu bewegen. Dies liess man sich denn auch nicht entgehen, ja verlor sich hierbei zum Theil selbst in den seltsamsten Gestaltungen. Nächstdem dass man auch diese Gefässe womöglich von Gold oder Silber herstellte, beliebte man jenen Kannen hauptsächlich, welche zum Reinigen der Hände für die Priester dienen sollten, die Form von Löwen, Drachen, Vögeln, Greifen und selbst von Reitern zu geben, wobei man sie gemeiniglich längs des Rückens mit einem Henkel, dieser oft noch besonders gebildet, und vor dem Maul oder vor der Stirn mit der Ausgussdülle versah. So dürfte denn auch der „silberne Reiter,“ welchen nebst vielen goldenen Gefässen und anderweitigen Kirchengeräthen der Erzbischof *Bruno von Cöln* hinterliess,⁴ nur solche Giesskanne gewesen sein. Viele derartige Giesskännchen — deren auch *Willigis von Mainz* für seine

¹ Adam von Bremen III. 44. — ² Thietmar von Merseburg VI. 61. — ³ Vergl. E. v. Sacken. Die Kunstdenkmale des Mittelalters im Kreise ob dem Wiener Walde des Erzherzogthums Niederösterreich in: Jahrbuch der k. k. Centralcommission II. (1857) S. 100 m. Abbildgn.; dazu J. Vogt. *Historia fistulae eucharisticae, cujus ope sugi solet et calice vinum benedictum, ex antiquitate ecclesiastica et scriptoribus medii aevi illustrata.* Breae 1740. —

⁴ Rautger's Leben des Erzbischofs Bruno von Cöln c. 49.

Kirche anfertigen liess¹ und die auch noch im dreizehnten Jahrhundert und späterhin vielfach gebräuchlich blieben (Fig. 308) — haben sich bis heut erhalten.² Die Mehrzahl darunter besteht

Fig. 308.



aus Bronze. Und da man einige derselben sogar in altheidnischen Grabstätten nächst andern Bronzesachen entdeckte, welche der frühesten Zeit angehören, ist es zugleich sehr wahrscheinlich, dass ihre Anwendung überhaupt, wie ihre Einführung in die Kirche, auf urenheimischer Ueberlieferung beruht. Daneben aber pflegte man auch die „Kannenform“ einzuhalten, und die nun so gestalteten Kannen mit Darstellungen aus der heiligen Geschichte oder mit christlichen Sinnbildern (Kreuz, Lamm, Taube) zu verzieren. Dies letztere vornämlich war der Fall bei den Taufkannen und Messkännchen, von denen jedoch die letzteren vor-

schriftsmässig eigentlich immer nur aus Glas bestehen sollten, höchstens von Metall eingefasst, damit man sie nach ihrem Inhalte (Wasser und Wein) unterscheiden könne. Von diesen Kännchen wurde somit jedesmal ein Paar erfordert, daher man für sie schon frühzeitig eine gemeinschaftliche Schüssel, als Untersatzteller, herstellte. Waren die Kännchen durchweg von Metall, wie in der Folge gemeinlich, wurden sie ausserhalb zur Bezeichnung ihres Inhalts mit einem V (*Vinum*) und einem A (*Aqua*) versehen.

¹ S. Wetter. Geschichte und Beschreibung des Doms zu Mainz S. 156.

— ² Abbildungen von derartigen Geräthen sind vielfach vorhanden, z. B. A. Worsaae. Nordiske Oldsager i det kongelige Museum i Kjöbenhavn S. 145, Fig. 535 ff. Mittheilungen der k. k. Centralcommission IV. S. 35; nächst dem insbes. die Abhandlung in F. Kruse. Deutsche Alterthümer oder Archiv für alte und mittlere Geschichte und Alterthümer insonderheit der german. Volksstämme. I. Bd. IV. Heft. Halle 1825. S. 39 m. vielen Abbildgn.; E. Förstemann. Neue Mittheilungen des sächsisch. thüring. Vereins u. s. w. VI. Heft 4. S. 171.

e. Die nächst solchen Messkännchentellern erforderlichen Becken und Schüsseln bestanden hauptsächlich in Waschgefässen zum Waschen der Hände für die Priester, in Geschirren zur Taufhandlung, zum Benetzen des Täuflings, und zur Ansammlung freiwilliger Gaben. Deren Form und Beschaffenheit sämtlich waren wiederum, ähnlich wie bei der Patena, durch den Zweck gleichsam vorgeschrieben. Demzufolge gab man ihnen durchgängig die Gestalt von runden, mehr oder minder vertieften Schalen von verschiedenem Umfange. Obschon man nun davon die grösseren wohl häufiger nur von Kupfer fertigte und etwa dann bloss vergoldete, wurden mitunter doch auch selbst diese als wirkliche Prachtgegenstände behandelt, entweder von Gold oder Silber beschafft und wo es thunlich war reich geschmückt; weit häufiger natürlich die kleineren, wie denn wohl vor allem die Taufschälchen zum Uebergiessen des Taufwassers, was schon die Förmlichkeit des Akts an und für sich voraussetzen lässt. — Einzelne aus dem zwölften Jahrhundert erhaltene grössere und kleinere Becken,¹ von denen sich freilich nicht sagen lässt, wozu sie ursprünglich bestimmt gewesen, sind von Kupfer, theilweis vergoldet und reich mit Emailmalerei bedeckt. Auch ist im Testament *Bruno's von Cöln* von einer griechischen Schale die Rede, doch ohne Angabe ihres Zwecks.²

f. Mit zu der Klasse dieser Geräthe sind, zugleich ihrer Form wegen, ein Seihgefäss (*Colum; Colatorium*) und Löffel (*Cochlearia*) zu zählen, wovon in der römischen Kirche jedoch, mindestens seit dem zwölften Jahrhundert auf Grund ritueller Veränderungen,³ ersteres ganz ausser Gebrauch gesetzt ward, die Löffel aber nur noch ausschliesslich zur Herausnahme der Hostie aus ihrem Behälter und zum Beimischen von Wasser zum Weine benutzt wurden.

g. Die mancherlei Arten von kleinen Büchsen (*Capsa; Pyxis; Pyxomelum*), deren man zur Aufbewahrung sowohl der noch ungeweihten Hostien, als auch des Weihrauchs (*Thus; Incensum*) und des „heiligen“ Oels (*Chrysam*) bedurfte, empfahlen sich schon ihrer Kleinheit wegen von Haus aus zu reicherer Durchbildung. Hierdurch begünstigt stellte man diese denn nicht allein von Gold und Silber, sondern auch von Elfenbein und aus seltnem

¹ Einzelnes bei J. Becker u. J. v. Hefner-Alteneck. Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance a. m. O. Ch. Louandre et Hangard-Maugé. Les arts somptuaires Bd. I. F. v. Stillfried-Rattonitz. Hohenzollersche Alterthümer Heft III. — ² Rautger's Leben des Erzbischofs Bruno von Cöln c. 49. — ³ W. Augusti. Handbuch der christlichen Archäologie (Auszug). III. S. 528.

Gesteine her. Hinsichtlich ihrer Gestaltungen bewegte man sich zwar im Allgemeinen, so namentlich bei den Behältnissen für die Hostien und den Weihrauch, in der auch ihrer Bestimmung zu meist angemessenen Form eines runden oder oblongen Deckelkästchens, im Einzelnen aber wich man davon zu den wunderlichsten Bildungen ab. So unter anderem liess der schon mehrfach erwähnte Erzbischof *Willigis* für die Schatzkammer seines Doms auch ein Weihrauchbehälter beschaffen, das, aus einem Onyx geschnitten, einen Drachen darstellte mit einem grossen Topas auf der Stirn und mit Karfunkeln an Stelle der Augen.¹ Die Mehrzahl derartiger erhaltener Büchsen aus dem Zeitraum vom elften Jahrhundert besteht indess theils aus viereckigen Kästchen, theils aus kleinen ovalen Schälchen, diese zuweilen inmitten getheilt und jederseits mit einem Deckel,² theils, so einige der Hostienbehälter aus der Mitte des zwölften Jahrhunderts, entweder aus flachen Rundschafteln oder aus halb-

Fig. 309.



rundem Untertheil, ruhend auf einem kleinen Fuss, mit einem dem Untertheil gleichen Deckel, welchen gewöhnlich ein Knöpfchen ziert (*Fig. 309*): in den häufigsten Fällen von Kupfer, vergoldet und mit flachgetriebenen, auch mit gravirten und mit in Email ausgeführten Figuren geschmückt, seltner aus Elfenbein geschnitzt. — Den Oelbehältern (*Chrysmatorien*), welche, ausser von edlem Metall,³ häufiger aus Stein angefertigt wurden, gab man nicht minder verschiedene Formen, darunter die eines Häuschens oder eines mehrflächigen Thürmchens mit einem Deckel nach Art eines Dachs, die allgemeinere gewesen sein dürfte. —

h. Für das zur Bewahrung geweihter Hostien übliche *Ciborium* (auch *Tabernaculum* genannt)⁴ behielt man die dafür schon vor Alters zumeist gebräuchliche Gestalt einer Taube von Gold oder Silber mit charnierbeweglichen Flügeln, zuweilen mit Edelsteinen besetzt, ohne einige Veränderung bei (vergl. S. 144). Ein solches Behältniss ward einestheils über oder neben dem Altar (S. 148), anderntheils über dem Taufwasserbecken vermit-

¹ G. Wetter. Geschichte und Beschreibung des Doms zu Mainz S. 156. — ² Didron. Annales archéologiques XIV. S. 262. — ³ Adam von Bremen. III. 44 spricht unt. and. von einem silbernen Oelfläschchen. — ⁴ Vergl. unt. and. Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. du mobilier français S. 243.

telst Kettchen aufgehängt. Doch kam in einzelnen Kirchen statt dessen, wie man annimmt gleichfalls schon früh, eine bald grössere, bald kleinere Büchse in der Form eines Spitzthürmchens (*Turris, Turricula*) in Gebrauch, die man je nach dem Umfange wiederum entweder von Metall (Gold, Silber und vergoldetem Kupfer) oder von Elfenbein herstellte. Dieser Büchsen, deren Flächen sich zu vielfachem Schmucke darboten, darunter es sogar einzelne gab, die sechs bis sechszehn Pfund wogen, bediente man sich namentlich in der gallicanischen Kirche noch bis ins siebenzehnte Jahrhundert. — Von erhaltenen Gefässen der Art sind hier zunächst zwei Tauben zu nennen: eine die man in Frankreich entdeckte¹ und eine im Domschatze zu Salzburg,² sodann das „*Ciborium* des heiligen Wolfgang“ zu St. Emeran in Regensburg: eine Büchse von Elfenbein, achteckig, mit leicht zugespitztem Deckel, mit achtzehn geschnitzten Figuren verziert.³

i. Abweichend von den bisherigen Gefässen gab man den „Weih- und Sprengkessel“, welche zur Aufnahme des Weihwassers behufs der Besprengung vermittelst eines kleinen Weihwedels erfordert wurden, vorzüglich die Gestalt eines Eimers, durchschnittlich von fünf bis acht Zoll Höhe bei fünf bis sechs Zoll (oberem) Durchmesser, mit einem leichtbeweglichen halbkreisbogenförmigen Henkel. Zur Herstellung des Eimers an sich wählte man etwa bis gegen den Schluss des zwölften Jahrhunderts zumeist Elfenbein; von da an aber auch häufiger Metall, hauptsächlich Silber und Kupfer (vergoldet); dahingegen der Henkel wohl stets aus Metall gefertigt ward. Dazu pflegte man das Gefäss selbst ringsherum theils mit Rankenzierrathen, theils mit bezüglichen Darstellungen von Szenen aus der heiligen Geschichte oder von heiligen Personen zu schmücken und zwar, war es aus Elfenbein, durch möglichst kunstvolle Schnitzerei, war dasselbe von Metall, entweder durch Giessen oder Treiben oder auch (oft in Verbindung damit) durch Niello und Schmelzmalerei. So auch wurde der Henkel gewöhnlich, soweit es seine Grundform zuließ, bezugsweise bildnerisch behandelt, wie er denn nicht selten die Form von zweien sich begegnenden Drachen erhielt. — Unter den noch vorhandenen, hier zu erwähnenden Weihkesseln zählen auch ihrer Ausstattung und künstlerischen Bedeutung wegen vor

¹ H. Kreuser. Kirchenbau I. S. 75 aus De Caumont. Bulletin monumental etc. X. S. 201; vergl. M. L'abbé Texier. Dictionnaire d'orfèvrerie etc. S. 1479 Fig. 2. — ² Abbildg. bei G. Petzold. Mittelalterliche Kunstschatze in Salzburg. — ³ H. Otte. Archäologischer Katechismus S. 88; vergl. die Abbildung eines ähnlichen Behälters bei Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonné du mobilier français S. 80.

allen einer im Dom zu Mailand,¹ und ein zweiter, noch reicher verziert, in einer Privatsammlung zu Achen.² Beide bestehen aus Elfenbein und datiren vom Ende des zehnten bis um die Mitte des elften Jahrhunderts. Dieselben sind inschriftlich bezeichnet. Demzufolge wird angenommen, dass das zuerst genannte Gefäss ein Geschenk *Gottfrieds*, Erzbischofs von Mailand (von 973 bis 978), für den Kaiser *Otto II.*, das andere ebenfalls ein Geschenk und zwar ein von *Bernward von Hildesheim* eigenhändig gefertigtes für dessen Sohn *Otto III.* war (S. 760). Nur an dem mailändischen Gefäss ist der ursprüngliche Henkel vorhanden, der in der eben berührten Weise von zwei Drachen gebildet wird. Das Gefäss selber ist zuvörderst unmittelbar unter dem oberen Rand ringsherum mit der Inschrift versehen; darunter ein bandartiger Streifen von streng behandelten Blumenzierrathen, wieder unmittelbar unter diesem, fast den ganzen Raum einnehmend durch Säulen, welche Rundbögen verbinden, in vier gleiche Felder abgetheilt, von denen jedes eine Figur der vier Evangelisten umschliesst; die Rundbögen wiederum mit Schrift, dazu die Zwickel zwischen ihnen mit thurmartigem Ornament gefüllt; das Ganze unterhalb abermals durch einen bandartigen Streifen begrenzt, der mäandärförmig tief ausgeschnitzt ist. — Das andere Gefäss (sieben Zoll hoch, oben fünf, unten vier Zoll Durchmesser) ist „ganz mit Figuren, Gruppen und Schrift von äusserst kunstvoller Arbeit bedeckt, deren Darstellungen insgesamt der Leidensgeschichte Christi angehören. Am oberen Rande befinden sich zwei Köpfe, ein bärtiger und ein bartloser, die einen kupfernen Henkel halten, welcher zu der Behandlungsweise des Gefässes nur wenig passt und wohl die Stelle eines silbernen kunstgemässeren einnimmt. Der Darstellungen sind im Ganzen elf, von oben nach unten in zwei Reihen dergestaltig angeordnet, dass die obere Reihe sechs, die untere die übrigen fünf enthält.“ — Ein drittes demähnliches Gefäss bewahrt die St. Stephanskirche zu Mainz, ein viertes endlich, sehr reich verziert, die Abtei Reichenau am Bodensee.

k. Ingleichem erfuhr das Räuchergefäss (*Thuribulum*; *Turabulum*; *Thymiaterium*) eine nach Stoff und Form ebenso reiche, als künstlerische Behandlung. Dazu kam, dies noch begünstigend, dass mit der Ausbildung des kirchlichen Dienstes,

¹ Abgeb. bei Seroux d'Agincourt. *Sculpt. Tav. XII. Fig. 22. 23*; sehr genau dagegen bei Didron. *Annales archéolog. XVI. S. 373; XVII. S. 139.* — ² Th. Känzler und St. Känzler. Eine Kunstreliquie des zehnten Jahrhunderts. Ein Erklärungsversuch, als Beitrag zur Kunstgeschichte jener Zeit. (o. O. u. J.)

vermuthlich schon seit *Gregor dem Grossen*, zwei Arten von Räuchergefässen entstanden, nämlich eine, dazu bestimmt, zur Seite des Altars oder sonst einen festen Platz einzunehmen (hauptsächlich *Thymiaterium* genannt), die andere, um bei Umgängen u. s. w. getragen zu werden. Für beide war schon der Sache nach als Stoff ausschliesslich Metall geboten, rücksichtlich ihres Umfangs aber eben nur für die letztere Art eine bestimmtere Grenze gesteckt, was alles zugleich auf ihre Gestaltung nicht unerheblich zurückwirkte. Denn während, ganz abgesehen von dem Gewicht, die eigentlichen Tragerauchfässer, da sie hin und her geschwenkt wurden, als Grundgestalt vorwiegend die Form eines stark vertieften Rundbeckens mit mehr oder minder erhobenem Deckel gewissermassen forderten, liessen dagegen die Standgefässe, sofern sie ja eben stabil waren, eine viel freiere Durchbildung zu. Obschon nun von derartigen Gefässen kaum noch einige erhalten sein dürften, wohl um so weniger da sie zumeist von sehr beträchtlichem Umfange aus edlen Metallen hergestellt wurden, sprechen doch mehrere Nachrichten dafür, dass man sich bei Beschaffung derselben in der That auch schon frühzeitig ganz diesem Verhältniss entsprechend bewegte. So, um nur eines Beispiels zu erwähnen, wird abermals dem Erzbischof *Willigis von Mainz* nachgerühmt, dass er den Schatz der Domkirche daselbst auch durch zwei silberne Räuchergefässe (*Acerra*) bereicherte, welche die Gestalt von Kranichen in natürlicher Grösse hatten, aus deren Schnäbeln der Weihrauch aufstieg.¹ — Bei der Herstellung der Tragerauchfässer blieb die einmal dafür bedingte Grundgestalt eines tiefen Rundbeckens mit hohem Deckel stets maassgebend, daher man sich hierbei besonders bemühte, solche im Einzelnen auszubilden. Im Verfolg dieser Bestrebungen entstanden dann, aber immerhin nur innerhalb jener gegebenen Form, allmählig wiederum zwei Hauptformen, die fortan bei mannigfachem Wechsel hinsichtlich der verzierenden Ausstattung stets nebeneinander herliefen. Beiden Formen gemeinsam war das Becken für die glühenden Kohlen; dass dies in drei oder vier Kettchen hing, und dass es ein durchbrochener Deckel bedeckte, durch dessen Rand die Kettchen hindurch- und in einen Knopf zusammengingen. Ihre Verschiedenheit dagegen äusserte sich hauptsächlich darin, dass während man der einen vorwiegend eine fast kugelrunde Gestaltung und eine durchgängige Verzierung von Bänder-, Ranken- und Pflanzen-

¹ G. Wetter. Geschichte und Beschreibung der Domkirche zu Mainz. S. 156.

werk mit dazwischen geordneten Thier- und Menschenfiguren gab, die andere man entweder durchaus oder doch mindestens den Deckel in vollständiger Nachahmung eines (gewöhnlich kirchlichen) Bauwerks mit allen Details behandelte (vergl. S. 144). — Als Einzelbeispiele liegen vor, für die zuerst bezeichnete Form

Fig. 310.



ein Gefäss von vergoldetem Kupfer¹ (Fig. 310), ein zweites mit ursprünglicher höchst eigenthümlicher Handhabe, sehr kunstvoll durchbrochen, von vergoldetem Messing,² ersteres der Kirche zu Lille, letzteres der Kapelle zu Meene unweit Warburg angehörig; demnächst für die zweite Form, welche zahlreicher vertreten scheint, ausser einfacheren Gestaltungen,³ ein „deutsches“ Rauchfass⁴ und eines zu Trier, letzteres aus der Domkirche zu Metz;⁵ sämtlich aus dem zwölften Jahrhundert. Von diesen beiden hat das zu Trier die Gestalt eines Bauwerks

durchgehends, der Art, dass der Obertheil die Formen des Untertheils fortsetzt, ausgenommen nur dass der letztere kurz gegen den Fuss zu, auf dem er ruht, eine ziemlich flache Schale von durchbrochenem Rankenwerk bildet. Ueber diese nun erhebt sich ein viereckiger Mittelthurm, an den vier Ecken je von dem Brustbild eines Geistlichen gestützt, mit einem nach oben verjüngten Dach, ebenfalls aus Ranken gebildet, das auf seinen vier oberen Ecken je ein rundes Spitzthürmchen und (von ihnen eingeschlossen) einen erhobenen Aufsatz trägt, der aus aufrechtstehenden Palmblättern und einer Büste darüber besteht. An jeder Flachseite des Mittelthurms befindet sich, kleiner als die Fläche, ein verhältnissmässig nur flach viereckig vorspringender Nebenbau mit spitzzulaufendem Giebeldach von einem kleinen Figürchen bekrönt, dann wiederum in mitten dieses Ausbaues ein gradauf-

¹ Didron. Annales archéolog. IV. S. 293. L'abbé Texier. Dictionnaire d'orfèvrerie S. 1492, Fig. 3. — ² F. Bock. Commentar zu der mittelalterlichen Kunstausstellung zu Crefeld S. 55 n. 165. — ³ Diese bestehen zumeist in einem grösseren runden oder eckigen Mittelthurm mit zugespitztem Dach, welcher von vier halbrunden oder eckigen Thürmchen mit flachen Dächern umschlossen wird. Die Thürme sind mit Giebelfronten, Zinnen, Fenstern etc. versehen. Einzelne Beispiele unt. and. bei J. Becker u. J. v. Hefner-Alteneck Geräthe, A. Worsaae Nordiske Oldsager u. a. m. — ⁴ L'abbé Texier. Dictionnaire d'orfèvrerie S. 1492, Fig. 2 nach Didron. Annales etc. — ⁵ Dasselbst S. 1490, Fig. 1. P. Lacroix et F. Seré. Histoire de l'orfèvrerie-joaillerie S. 36.

steigendes halbrundes Thürmchen mit halbkegelförmigen Schindeldach. Das Ganze wird da, wo der Untertheil und der Deckel sich berühren, durch einen ringsumlaufenden, doppelten, schmalen Bandstreifen gleichsam in zwei Stockwerke getheilt. Sie beide sind einander gleichmässig mit rundbogigen Fenstern versehen, welche dem Weihrauch den Durchzug gestatten. — Bei jenem „deutschen“ Rauchfass zeigt nur der obere Theil oder Deckel die Nachbildung einer Baulichkeit, der ganze untere Theil dagegen die Form eines aus vier Halbkreisen zusammengesetzten tiefen Rundbeckens mit nur kurzem kreisrunden Fuss. An dem Becken ist jede der vier halbkreisförmigen Ausladungen von einem starken Bogen umgrenzt und innerhalb der Fläche desselben mit Rankenzierrathen durchaus bedeckt; sie sämmtlich ausserdem untenherum von erhobenem Blattwerk umgeben. Auf jedem der vier Halbbögen ruht als der untere Rand des Deckels ein durchbrochen verzierter Spitzgiebel, zu beiden Seiten je mit einem kleinen Rundthurm mit Runddach besetzt. Aus den vier Giebeln nebst ihren Eckthürmchen erhebt sich, wiederum als mittlerer Kern, ein achteckiges Spitzthürmchen, dessen Ecken sich wechselseitig ein halbrunder Thurm gleich den ersteren, und ein flach viereckiges Thürmchen mit völligem Giebeldach anschliessen. Auch hierbei bilden, nächst den Oeffnungen der durchbrochenen Zierrathen, die Fensterchen den Durchzugskanal. — Obschon nun die noch erhaltenen Rauchfässer mit nur sehr wenigen Ausnahmen aus Kupfer oder Messing bestehen, scheint man sie nichtsdestoweniger sehr häufig von Silber verfertigt zu haben. Zwei Rauchfässer aus diesem Metall befanden sich unter den Geschenken, welche der König zur Wiedereinrichtung des Stifts zu Hamburg nach dort übersandte¹ (S. 767).

1. Endlich sind noch zu den Gefässen, neben mancherlei Kleingeräth von minderer Erheblichkeit² und den Gefäss-Reliquiarien,³ jene grossen Taufwasserbehälter (*Kolymbethra*; *Piscina*) zu rechnen, welche anfänglich in eigenen Gebäuden, später hingegen in den Kirchen, eine feste Stelle einnahmen. In früher Zeit, so lange man die Taufe in besonderen Gebäuden, in „Taufkirchen“ (*Baptisterium*) vollzog, bestanden die Behäl-

¹ Adam von Bremen III. 44. — ² Dahin gehören unt. and. sogenannte Calefactorien: kleine Gefässchen zur Erwärmung der Hände beim winterlichen Gottesdienst. Sie hatten gewöhnlich die Form eines hohlen durchbrochenen Apfels mit metallnem Einsatz zur Aufnahme von glühenden Kohlen oder eines erhitzten Eisens, und waren oft zierlich von Silber u. s. w. gearbeitet. — ³ S. das Nähere darüber weiter unten im Zusammenhange mit den Reliquienbehältern überhaupt.

nisse, gewöhnlich inmitten des Raums befindlich, entweder aus einem unmittelbar in den Fussboden eingesenkten, ausgemauerten Brunnenbecken¹ von lebendigem Wasser gespeist, oder aus einem bald hölzernen, bald steinernen Trog in Art einer Wanne;² in allen Fällen von der Grösse, dass darin ein erwachsener Mensch vollständig untergetaucht werden konnte. Sodann, als nach allgemeiner Einführung der Kindertaufe und Aufhebung der festgesetzten Taufzeiten, man die Taufhandlung überhaupt gemeinlich in die Kirchen verlegte, mithin die Taufkirchen entbehrlich wurden, kamen statt der „Taufbrunnen,“ spätestens seit dem neunten Jahrhundert, die sogenannten „Taufsteine“ auf. Diese nun, welche fortan ihren Platz stets links vom Haupteingange erhielten, wurden dann zwar wohl in einzelnen Fällen selbst noch bis ins zwölfte Jahrhundert im Anschluss an die frühere Einrichtung gewöhnlich aus Stein in der Gestalt einer hohen, entweder runden oder mehreckigen Kufe gebildet, so dass ein Erwachsener in sie einsteigen und mindestens darin stehen konnte, im Ganzen jedoch zunehmend verkleinert und in der Form eines von Füßen getragenen halbkugeligen oder becherförmigen Beckens von Bronze hergestellt. Damit gleichmässig wurden auch sie ein Gegenstand für die bildende Kunst, indem man sich nun die Ausstattung der Gefässflächen namentlich durch mannigfache Darstellungen, welche sich auf die Taufhandlung bezogen, und sowohl die der Träger des Beckens als auch des Deckels insbesondere vorzüglich angelegen sein liess. — Mit zu den frühesten Gefässen der Art unter den noch erhaltenen gehört das steinerne Taufbecken in der Schlosskirche zu Mousson bei Nanci, das höchstwahrscheinlich zugleich mit der Kirche vom Jahre 1085 herrührt.³ Das Gefäss selber hat die Gestalt eines abgerundeten Vierecks, dessen vier ausgebauchte Seiten durch kleine Säulen abgetheilt und mit erhoben gearbeiteten sehr roh behandelten Darstellungen aus dem Leben Johannes des Täufers u. dergl. ausgefüllt sind.⁴ Andere dem mehr oder minder ähnliche

¹ E. Heider u. And. Mittelalterl. Kunstdenkmale des östereich. Kaiserstaats I. S. 119. — ² Eine antik römische achteckige Wanne von Marmor befindet sich zu Cöln in der Abteikirche zu St. Martin, ein anderes derartiges Gefäss in der Stiftskirche St. Georg zu Schwarzrheindorf bei Bonn; dazu: R. v. Eitelberger. Ueber den Taufbrunnen im Museo Correr zu Venedig in: Mittheilungen der k. k. Centralcommission II. S. 287 und: Ueber den Taufbrunnen in der Kirche St. Johannes in Fonte zu Verona. J. Gailhabaud. L'architecture et les arts qui en dependent IV. — ³ Vergl. K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste IV. 2. Abth. S. 514 ff. — ⁴ Grille de Beuzelin. Statistique monumentale des Arrondissements de Nancy et de Toul. Paris 1837. Taf. 12.

Becken, jedoch aus dem zwölften Jahrhundert, befinden sich in der Kirche zu Zülpich,¹ im Dome zu Limburg an der Lahn,² dann einige, etwa vom Jahre 1200, in den Kirchen zu Freudenstadt,³ zu Flötz bei Barby⁴ u. s. f. — Unter den bronzenen Taufbecken ist sowohl des höheren Alters als auch der kunstvolleren Durchbildung wegen das gegenwärtig in St. Barthélemy zu Lüttig befindliche⁵ vor allen zu nennen. Dasselbe von *Lambert Patras* aus Dinant entweder im Jahre 1112 oder doch nur wenig später für das Kloster Orval gegossen, besteht nach dem Vorbild des „ehernen Meers“ im Vorhof des salomonischen Tempels,⁶ zugleich mit Hindeutung auf die Apostel, aus einem mit halberhobenen Bildwerken geschmückten Rundkessel, von zwölf Stieren unterstützt. Der Darstellungen sind im Ganzen fünf, sämtlich durch Beischriften bezeichnet und zwar: Johannes Busse predigend, daneben derselbe zuerst die Zöllner, dann Christus, sodann den Hauptmann taufend, und schliesslich Johannes der Evangelist den Philosophen Craton bekehrend. Dies Alles in einer für die Zeit überaus lebendigen, ja selbst schon freiedleren Behandlungsweise. Hieran schliesst sich, der Zeitfolge und auch zum Theil der Behandlung nach, ein Becken im Dom zu Osnabrück⁷ und, aus der Spätzeit des zwölften Jahrhunderts, das Becken im Dom zu Hildesheim⁸ an, dieses jedoch mit Darstellungen, deren künstlerisches Gepräge ziemlich unbeholfen erscheint. Es bildet dies letztere einen reich mit Figuren bedeckten tiefen Rundbecher, ruhend auf vier knieenden Figuren, Sinnbildern der vier Paradiesesströme, mit einem, ähnlich wie das Becken, bebilderten spitzzulaufenden Deckel. Die halberhobenen Darstellungen sind biblischen und symbolischen Inhalts und werden durch vier gedrungene Säulen mit (sie verbindenden) Rundbögen zu vier gleichen Feldern eingerahmt. Von der im Dome zu Salzburg befindlichen Taufe gehört nur das untere Gestell, bestehend aus vier knieenden Löwen von ziemlich stren-

¹ Abgeb. bei G. Gubitz. Volkskalender 1844. S. 141. — ² F. Moller. Denkmäler der Baukunst II. Taf. 10. — ³ H. Otte. Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie S. 37. — ⁴ S. Boisseree. Denkmale etc. Taf. 23. 24. G. Puttrich. Denkmale etc. II. Taf. 4 u. 10. — ⁵ K. Schnaase. Niederländische Briefe S. 533. Derselbe. Geschichte der bildenden Künste IV. 2. Abth. S. 512. F. Kugler. Handbuch d. Kunstgeschichte (4) I. S. 473. Derselbe. Kleine Schriften u. Studien II. S. 499. Abbildgn. bei Didron. Annales V. S. 21 u. VIII S. 330; F. Schaepkens. Tresor de l'art ancien en Belgique, Pl. 7. 10. — ⁶ S. darüber meine Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. (I.) S. 397 ff. — ⁷ W. Lübke. Die mittelalterliche Kunst in Westphalen S. 417. — ⁸ F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte (4) I. S. 546. K. Schnaase. Geschichte der bild. Künste V. S. 797. G. Kraatz. Der Dom zu Hildesheim II. Taf. 12.

ger Formbildung, noch dem zwölften Jahrhundert an, das Becken hingegen dem vierzehnten.¹ —

2. Nächst den Gefässen waren es die mancherlei Geräthschaften zur Innenausstattung des kirchlichen Raums, bewegliche und unbewegliche, welche den klösterlichen Betrieb nicht minder zur Thätigkeit aufforderten. Es zählten dazu nun vorzugsweise, als bewegliche Gegenstände, vor allem das Beleuchtungsgeräth, Tragaltäre u. dergl., daneben, als unbewegliche, an bestimmte Plätze gebundene, ausser dem schon seit frühster Zeit überall eingeführten Altar sammt dem ihm zugewiesenen geräthlichen und baulichen Schmuck, dem *Ciborium* und *Tabernaculum*, die Kanzel, verschiedene Arten von Sitzen, als Bischofsstühle und Chorstühle, grössere und kleinere Truhen und Schränke zur Verwahrung der Kirchenschätze; Lesepulte, Betschemel, Almosenstöcke u. A. m.

a. Dem Beleuchtungsgeräth² zuvörderst wandte man seine Aufmerksamkeit in stets steigendem Grade zu. In frühster Zeit schon bildete es einen Haupttheil des kirchlichen Schmucks, bestehend in Lampen und Standleuchtern von sehr mannigfachen Formen (S. 144). Von nun an suchte man diese Formen auf bestimmtere Gestaltungen von symbolischer Bedeutung zurückzuführen³ und sie, da es immer gebräuchlicher ward, anstatt Lampen oder gar Fackeln,⁴ lediglich Wachskerzen anzuwenden, fast ausschliesslich auf Halter von Kerzen, auf Stand- und Kronleuchter zu übertragen. Dazu kam, eine Verschiedenheit zugleich unter ihnen begünstigend, eine geregeltere Anordnung und Vertheilung derselben im Raum je nach der Bedeutung der kirchlichen Feiern, mit denen eine derartige Ausstattung überhaupt verbunden war. Hauptsächlich zu Folge dieses Umstandes gelangte allmählig zunehmend entschiedener eine Trennung zwischen grossen, monumentalen Standleuchtern, kleineren Hand- oder Tragleuchtern und wirklichen Hängeleuchtern zur Geltung, wozu man dann auch wohl noch fernerhin, wenngleich nur für vereinzelte Zwecke, kleinere Oel-Lampen beibehielt. Von jeder der bezeichneten Art, die man sämmtlich mit wenigen Ausnahmen

¹ E. Heider u. A. Mittelalterl. Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaats I. Taf. XXVII. — ² S. im Allgem. Viollet-le-Duc. Dictionnaire rais. du mobilier français. S. 120 ff.; S. 141 ff. — ³ Vergl. A. Springer. Der Bilderschmuck an romanischen Leuchtern in: Mittheilungen der k. k. österr. Centralcommission V. (1860) S. 308 m. Abbildgn.; dazu, in Betreff der Drachengestalt an Leuchtern C. Weiss. Der romanische Leuchterfuss im St. Veits-Dom zu Prag in: Mittelalterl. Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaats I. S. 197. — ⁴ W. Augusti. Handbuch der christlichen Archäologie III. S. 549.

von Bronze oder Messing goss, doch auch vergoldete und emailirte, sind ausser dem schon vorweg erwähnten sogenannten Tassiloleuchter (S. 749) aus dem Zeitraum vom elften Jahrhundert mehrere Einzelbeispiele erhalten.

Unter diesen nun nehmen zunächst, auch schon ihrer Grösse wegen, die monumentalen Standleuchter (vornämlich *Candelabrum*, *Pharus* oder nach ihrer Verzierungsform *Delphinus* u. s. w. geheissen ¹) vor allem die erste Stelle ein. Dieselben, vorzüglich dazu bestimmt, zur Seite des Altars gestellt zu werden und ohne Zweifel hervorgegangen aus der gewöhnlich marmornen Säule in der altchristlichen Basilika zum Tragen der geweihten Osterkerze, erhielten demgemäss eine Höhe von fünf bis neun Fuss durchschnittlich. Fortan vorwiegend aus Metall, gab man ihnen die Grundgestalt entweder eines nur einfachen Ständers zur Aufnahme nur eines Lichts, oder die eines eigenen Gestells zur Aufstellung von mehreren Kerzen, oder aber, als Nachahmung des Leuchters im Tempel zu Jerusalem, die eines siebenarmigen Lichtträgers; in dieser Form auch *Arbores* genannt. Im ersteren Falle pflegte man sie theils den früheren Candelabern ² ziemlich gleichartig zu behandeln, nur dass man sich in der Verzierungsweise, dem Zeitgeschmack folgend, freier bewegte, theils jedoch, davon gänzlich absehend, völlig selbständig zu beschaffen. So, als ein Beispiel der letzteren Art, befindet sich im Dome zu Erfurt eine fast fünf Fuss hohe Erzstatue mit starr ausgebreiteten Armen; langem gleichmässig gefälten Kleide, etwa aus dem Ende des elften oder dem Anfang des zwölften Jahrhunderts, welche noch gegenwärtig den Zweck eines Lichterträgers erfüllt. ³ — Die Ständer zur Aufnahme mehrerer Kerzen ⁴ sollten zugleich zur Aufstellung vor Heiligenbildern, Reliquienschreinen, im Chore u. s. w. dienen, daher man diesen denn vorzugsweise die Gestalt eines von zwei oder mehreren Säulen getragenen Querbalkens gab mit darauf unmittelbar angebrachten tellerförmigen Lichthaltern. Von solchen Gestellen (*Rastrum*; *Rastellum*) haben sich zwar aus dem in Rede stehenden Zeitraum kaum einige erhalten, doch fehlt es nicht an Nachrichten darüber und an vereinzelten Beispielen aus einer freilich viel jüngern Zeit. Demnach scheint man zu ihrem Schmuck, namentlich bis zum vierzehnten Jahrhundert, vorwiegend bauliche Ornamente, und etwa

¹ Vergl. oben S. 144 und daselbst not. 2. — ² Vergl. die oben (S. 32, Fig. 22) mitgetheilten altrömischen Candelaber. — ³ F. Kugler, Handbuch der Kunstgeschichte (4) I. S. 398. — ⁴ Viollet-le-Duc, Dictionnaire raisonné du mobilier français. S. 120 m. Abbildg.

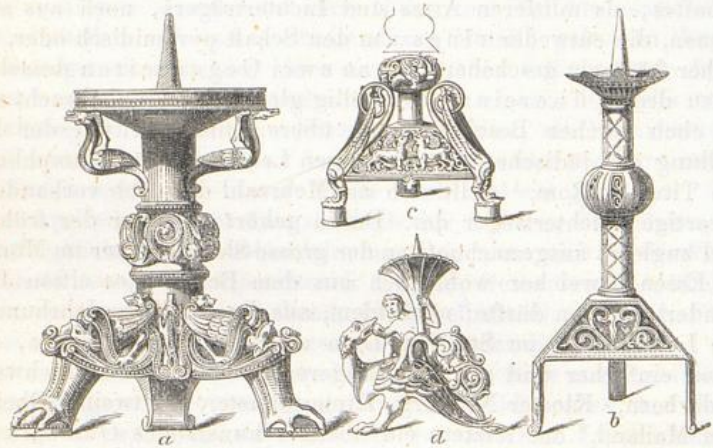
nur für die Lichterhalter, deren gewöhnlich sieben waren, häufiger auch blumenförmige Zierrathen verwendet zu haben. — Für die Form und Beschaffenheit der siebenarmigen Standleuchter liegen noch mehrere Beispiele vor. Sie alle bestehen der Hauptsache nach aus einem dreieckigen Fussgestell, das zumeist in durchbrochener Arbeit eine oft künstlich verschlungene Verbindung von Bänder- und Rankenzierrathen und phantastischen Ungethümen mit dazwischen symmetrisch vertheilten menschlichen Figuren zeigt, gewöhnlich der Art, dass die Beine und Köpfe der Ungethüme die (drei) Füsse bilden; sodann aus einem darauf senkrecht ruhenden verzierten Schaft; endlich mit Einschluss dieses Schaftes, als mittleren Arms und Lichterträgers, noch aus sechs Armen, die entweder rings um den Schaft pyramidisch oder, was früher häufiger geschehen, nur an zwei Gegenseiten desselben, je zu dreien übereinander völlig gleichmässig angebracht sind. In eben solcher Beschaffenheit, übereinstimmend mit der Darstellung des jüdischen siebenarmigen Leuchters am Triumphbogen des Titus zu Rom,¹ stellt sich die Mehrzahl der noch vorhandenen derartigen Lichterträger dar. Dahin gehört als einer der frühesten und zugleich ausgezeichnetsten der grosse Standleuchter im Münster zu Essen,² welcher wohl noch aus dem Beginn des elften Jahrhunderts datiren dürfte; nächstdem, aus dem zwölften Jahrhundert, ein Leuchterfuss im St. Veits-Dom zu Prag;³ noch andere, zum Theil einfacher und aus noch jüngerer Epoche, zu Braunschweig,⁴ Paderborn,⁵ Kloster Neuburg, Kremsmünster, Gottweih,⁶ Rheims⁷ und Mailand,⁸ der letztere ein überaus kunstvolles Gusswerk aus dem Verlauf des dreizehnten Jahrhunderts.

Was die Hand- oder Trageleuchter (*Cereostatae*) anbelangt, ist darüber zunächst zu bemerken, dass sie hauptsächlich dazu bestimmt waren, dem Priester, wenn er sich zum Altar begab, von Akoluthen oder Messnern nachgetragen und von ihnen während der Messe unausgesetzt oder doch zeitweis gehalten zu

¹ Vergl. darüber meine „Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht“ u. s. w. (I.) S. 400. Fig. 176 a. — ² Ernst aus'm Weerth. Denkmäler der Kunst. Abth. I. Bd. 2. F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte (4) II. S. 410. Eine äusserst genaue Zeichnung nach dem Original in natürlicher Grösse besitzt das k. Kupferstichkabinet in Berlin. — ³ E. Heider u. And. Mittelalterl. Kunstdenkmale des österreich. Kaiserstaats I. S. 199. Taf. XXXV. Ein Originalgipsabguss im k. Museum zu Berlin. — ⁴ H. Schiller. Die mittelalterl. Architectur zu Braunschweig S. 23. — ⁵ W. Lübke. Die mittelalterl. Kunst in Westphalen a. a. O. — ⁶ S. die folgende Abhandlg. von C. Weiss. — ⁷ Cahier et Martin. Mélanges d'archéologie I. u. III. — ⁸ Didron. Annales XVII. S. 237.

werden.¹ Somit der Schwere nach bedingt, fertigte man sie mit wenigen Ausnahmen nur zwischen sechs bis zehn Zoll hoch und zwar fast ausschliesslich dergestalt, dass sie zugleich bequem gefasst und bequem gestellt werden konnten. Demgemäss bildete man sie vorherrschend in Form eines dreifüssigen Untergestells mit nur kurzem gedrungenen Schaft nebst einem Knauf in seiner Mitte, wobei man den Schaft entweder cylindrisch oder gleich einer Handhabe herstellte, welche sich gegen die Mitte verjüngt und nach oben hin wiederum beträchtlich erweitert. Bei jener

Fig. 311.



zuerst erwähnten Gestaltung versah man den Schaft zur Aufnahme der Kerze mit einer meist eigens gegliederten tellerförmigen Ausladung (Fig. 311 a), bei der zuletzt genannten Form wurde solche durch die allmälige Erweiterung des Schaftes selber ersetzt.² Im Uebrigen ward zur Befestigung der Kerze in allen Fällen inmitten der Scheibe ein hoher und spitziger Stift angebracht. Innerhalb dieser Grundformen bestrebte man sich dann vornämlich den Fuss, völlig ähnlich dem Fussgestell der siebenarmigen Standleuchter, durch eine Vereinigung von Rankenwerk mit Ungethümen u. s. w. auf das Vielfältigste zu verziern (Fig. 311 a, c), den am Schaft befindlichen Knauf hauptsächlich mit Bänder- und Blätterzierrathen, und den Schaft selber namentlich

¹ Der Gebrauch, diese Leuchter auf den Altar zu stellen, kam erst gegen das fünfzehnte Jahrhundert auf. Migne. Encyklopädisches Handbuch der kathol. Liturgie S. 544. — ² Didron. Annales XVII. S. 161.

da, wo er sich an den Lichtteller anschliesst oder in diesen übergeht, ebenfalls mit verschiedenen, doch gewöhnlich frei abstehenden Drachengebilden auszustatten (*Fig. 311 a*). Auch pflegte man wohl gelegentlich den ganzen Leuchter zu vergolden oder, wenn gleich seltener, aus einer ganz besonderen Metallmischung zu verfertigen. Letzteres mindestens rühmt eine Inschrift auf einem der beiden grösseren Leuchter im Chor des Doms zu Hildesheim, welche lautet: ¹ „Bischof Bernward liess diesen Leuchter durch seinen Lehrling im ersten Aufblühen dieser Kunst weder von Gold noch von Silber beschaffen, aber dennoch wie du siehst schmelzen;“ die Masse ist Gold, Silber und Eisen. — Neben den eben beschriebenen Formen, als den bis ins dreizehnte Jahrhundert allgemeiner üblichen, ² kamen durch einzelne Künstler allmählig noch einige andere Formen auf, welche sich theils durch Besonderheit in der Anordnung überhaupt, theils durch Anwendung der Schmelzmalerei an Stelle der sonst gebräuchlichen erhobenen Zierrathen auszeichneten. Dieselben scheinen im Ganzen zuerst nach der Mitte des zwölften Jahrhunderts von Frankreich ausgegangen zu sein und davon sich jene zuerst bezeichneten vorzugsweise in Darstellungen von durchaus frei gearbeiteten Drachen mit darauf reitenden Lichterträgern u. dergl. bewegt zu haben (*Fig. 311 d*). Für jene zweite bemalte Art behielt man zwar die bisherige Form eines dreifüssigen Ständers bei, indessen beschränkte man dieselbe durchschnittlich auf einen glatten Fuss, dessen Flächen sich gegen den Schaft hin prismaartig zusammenzogen mit völlig geraden, meist schmucklosen Beinen ³ (*Fig. 311 b*); dazu gestaltete man den Schaft, mit Beibehalt des mittleren Knaufs, den man nun als Kugel behandelte, als eine durchgängig glatte Röhre mit sehr flach trichterförmigem Teller nebst Stachel zur Befestigung der Kerze (*Fig. 311 b*). Eine Abweichung von dieser Grundform durch Anfügung von erhobenen Zierrathen fand in nur seltenen Fällen statt, sodann auch höchstens darin bestehend, dass man nur längs den drei Kanten des Fusses Drachenbilder anbrachte und den Schaft, je nach seiner Grösse, durch mehrere Rundknäufe gliederte. ⁴ Demgegenüber versah man nun aber die Flächen mit farbiger Schmelzmalerei und zwar, je nach

¹ G. Kraatz. Der Dom zu Hildesheim II. S. 32. — ² Vergl. Didron. Annales XVIII. S. 161, XVI. S. 281. Archaeologia published by the society of antiquaires of London. XXXIII. S. 317. Pl. XXVIII. Cahier et Martin. Melanges d'archéologie. Paris 1855. S. 7. — ³ Dazu unt. and. A. Worsaae. Nordiske Oldsager S. 146 u. 537. — ⁴ Eine Abbildung in Buntdruck eines dergartig verzierten Leuchters mit fünf Knäufen in „Foreningen til norske Fortids-Mindesmaerkers Bewing“. Heft I. Bl. 1 mit Details.

beabsichtigter Pracht, theils nur den Fuss, theils ihn und die Knäufe, theils sämtliche Theile vollständig. Hierbei wählte man für den Fuss entweder, im Anschluss an die Ausstattung jener erhobenen verzierten Handleuchter, in Ranken verschlungene Unge- thüme¹ oder bloß einfaches Rankenwerk (*Fig. 311 b*), für die Knäufe und den Lichtteller vornämlich nur letzteres, jedoch meist in zierlichster Durchbildung, und für den Schaft gemeinlich einschuppen- oder netzförmiges Gepräge, das ihn ringsum gleich- mässig umgab: dies Alles in den glänzendsten Farben mit da- zwischen vertheilter Vergoldung.

Von den Hängeleuchtern² sodann waren es vorzüglich die sogenannten Kronleuchter (*Corona; Coronula*), woran sich, auch schon ihrer Ausdehnung wegen, die kunsthandwerkliche Be- triebbarkeit in noch höherem Grade bethätigen konnte. Dazu kam, was gerade denn hierbei noch besonders geeignet war, den Scharfsinn der Künstler zu beschäftigen, dass sich diese Leuchter hinsichtlich der Form als ein möglichst zutreffendes Simmbild des „himmlischen Jerusalems“ darstellen sollten, wie dies an noch vor- handenen Leuchtern der Art Inschriften bestätigen. Mit zu den vorzüglichsten derselben noch aus dem elften und zwölften Jahr- hundert, deren es während dieses Zeitraums ohne Zweifel sehr viele gab, zählen ein grösserer und ein kleinerer in der Dom- kirche zu Hildesheim³ und ein ausnehmend reich verzierter in der Münsterkirche zu Achen. Von den zwei Kronen zu Hildesheim, die von vergoldetem Kupfer sind, wurde die eine, kleinere, von dem Bischof *Azelin* (gest. um 1054), die andere vom Bischof *Hexilo* (gest. um 1079) für jene Kirche angeschafft; die im Dome zu Achen dagegen von *Friedrich I.* dahin verehrt. Sie alle drei kommen darin überein, dass sie aus einem ziemlich breiten kreisförmigen durchbrochenen Reifen bestehen, an dem (in bestimmten Zwischen- räumen) kleine thurmartige Ausladungen mit Nischen zur Auf- stellung von Figürchen und zwischen diesen, am oberen Rande, Kerzenstacheln angebracht sind, und dass sie von mehreren mit einander verbundenen Ketten gehalten werden. An der kleineren Krone zu Hildesheim, welche reicheres Bildwerk zielt, sind die Figürchen bereits verschwunden; an der zweiten, grösseren da- selbst, befindet sich eine der vorbemerkten Inschriften in Versen abgefasst. Bei weitem am künstlichsten von allen und selbst noch um vieles kunstvoller als der Kronleuchter im Dom zu

¹ S. die Abbildung a. a. O. — ² *Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonné du mobilier français. S. 142.* — ³ *F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte (4) I. S. 410. G. Kraatz. Der Dom zu Hildesheim. Taf. 8.*

Rheims war ¹ — der keinen durchgängigen Kreis bildete, sondern bei dem je zwischen zwei Thürmchen, deren Zahl sich auf zwölf belief, ² der Reifen halbkreisförmig ausbog — ist der bronzene Leuchter zu Achen. ³ Dieser, ebenfalls inschriftlich als „Bild des himmlischen Jerusalems“ bezeichnet, wird aus acht Kreisbögen gebildet und zwar, wie dessen Inschrift besagt, auf Grund der achteckigen Gestalt des Münsters, nächst dem aber aus sechszehn Thürmchen, welche sich theils an den Scheitelpunkten, theils an den Endpunkten der Bögen befinden. Die Thürmchen sind nicht von gleicher Gestalt, vielmehr sind acht kleiner und rund, die anderen acht grösser und überdies untereinander derartig verschieden, dass deren Grundriss abwechselnd entweder die Gestalt eines Quadrats oder die eines Vierblatts hat mit halbkreisförmigen ausbiegenden Seiten. Die sämtlichen Thürmchen sind so angeordnet, dass von ihnen jene viereckigen die Ecken eines Quadrats bilden, dessen Ecken jedesmal ein Segment mit drei anderen Thürmchen abschneidet, und dass jene anderen vermöge ihrer halbkreisförmigen Ausladungen den acht runden Thürmen auf den Scheitelpunkten gleich stehen. Alle Thürme enthalten Nischen, in denen unfehlbar (jetzt nicht mehr vorhandene) Figuren von Heiligen aufgestellt waren. Ausserdem sind die Bodenstücke der sechszehn Thürmchen unterwärts, gegen den Fussboden zugewandt, mit gravirten Zeichnungen auf vergoldetem Grunde geschmückt, dergestalt dass die acht grösseren und die acht kleineren Darstellungen inhaltlich zusammenhängen. Sie nämlich behandeln die Geschichte Christi und zeigen: die Verkündigung, die Geburt, die Anbetung der Könige, die Kreuzigung, die Marien am Grabe, Himmelfahrt, Ausfluss des heiligen Geistes und Christus selber als Weltenrichter; die anderweiten Bodenstücke enthalten die acht Seligsprechungen der Art, dass sich auf jedem der Böden ein ungeflügelter Engel darstellt, welcher einen Spruchzettel mit einer der Verheissungen hält. Diese acht Tafeln sind durchbrochen, so dass der Engel überall gleichsam innerhalb eines Rostes von sich durchkreuzenden Balken steht, der Raum aber neben seinen Umrissen und zwischen den Balken offen ist. Sowohl die einzelnen Einrahmungen, als auch die Balken der Bodenstücke, ebenso die Bandstreifen, welche nebst der besagten Inschrift um den

¹ Viollet-le-Duc a. a. O. S. 145 m. Abbildg. — ² Die zwölf Thore der Apokalypse (XXI. 12) darstellend. — ³ F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte (4) I. S. 430; bes. die eingehende Schilderung bei K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste V. S. 789 ff., der ich im Wesentlichen folge.

Reifen herumlaufen, sind mit Verzierungen ausgestattet. Sie bewegen sich hauptsächlich in ziemlich einfachen Windungen, Rauten und demähnlichen Mustern, sind jedoch alle verschiedenartig und geben, golden auf einem mit braunem Firniss überdeckten Grund, dem Ganzen ein glanzvolles Ansehen.

Seltener bediente man sich wie es scheint auch schon eigentlicher Wandleuchter, über deren Anwendung an sich für diesen Zeitraum nichts Näheres erhellt. Was von solchen erhalten ist, datirt aus einer viel späteren Epoche, frühestens wohl aus dem fünfzehnten Jahrhundert und stellt sich nun allerdings nicht selten als eine in Eisen besonders künstlich behandelte Schmied- oder Schlosserarbeit dar. — Demähnlich verhält es sich höchst wahrscheinlich auch mit jenen Trageleuchtern, die man zum Vorleuchten bei Processionen auf hohe Stangen befestigte, wie dies noch gegenwärtig geschieht.

Hinsichtlich endlich des auch noch späteren Gebrauchs von Oel- und Hohllampen (*Lychni*; *Gabatae*; *Gabbatae*), liegen, denselben bestätigend, nicht sowohl gleichzeitige Abbildungen als auch selbst wirkliche Lampen vor. Die Abbildungen reichen zum Theil sogar bis ins neunte Jahrhundert zurück, und zeigen dass man für diese Geräthe die dafür in ältester Zeit vorzugsweise beliebten Formen von Hörnern, Delphinen u. s. f. auch noch fernerhin, mindestens bis ins zehnte Jahrhundert beibehielt¹ (S. 144 Not. 2). Zugleich aber geht aus diesen Darstellungen insgesamt als sicher hervor, dass man daneben und in der Folge auch ähnlich Schalen und Ampeln anwandte, wie solche namentlich im Orient seit fernstem Datum üblich sind² (vergl. *Fig. 145 b. c*). — Unter den noch vorliegenden Lampen datiren die ältesten spätestens aus dem Verlauf des zwölften Jahrhunderts. Diese bestehen durchgängig von Bronze und geben nicht undeutlich zu erkennen, dass man sie wesentlich nach dem Vorbilde altrömischer Lampen³ gestaltete, indem man sie bald mit nur einer Dülle, bald mit mehreren Düllen versah (vergl. *Fig. 21*; *Fig. 31*). Eine von jenen bronzenen Lampen, als Beispiel ganz vorzüglich geeignet (*Fig. 312*), enthält an einem Mittelstab, welchen ringsum in durchbrochener Arbeit figürliche Darstellungen schmücken, nicht weniger als acht derartige Düllen, von denen ursprünglich jede einzelne ein kleiner, beweglicher Deckel schloss. — Die Einrichtung von sogenannten ewigen Lampen vor Heiligenbildern, Reliquien-

¹ Vergl. unten *Fig. 317 h. i.* — ² Vergl. die Abbildungen bei Viollet-le-Duc a. a. O. S. 148. — ³ S. oben S. 31, *Fig. 21* u. S. 44, *Fig. 31*.

schreinen u. s. w. soll erst seit dem dreizehnten Jahrhundert allmählig eingeführt worden sein.¹ —

Fig. 312.



Die minder beweglichen Geräthschaften nun, deren Plätze in der Kirche von vornherein bestimmtere waren, bildeten demnach gewissermassen schon mehr einen Theil des Gebäudes selbst, daher man ihnen insbesondere, wenigstens im jüngeren Verlauf, eine der baulichen Verzierungsweise noch völliger entsprechende Ausstattung gab. Dies betrifft vor allem den Altar mit seinem Tabernaculum und die Kanzel nebst Zubehör.

b. In Anbetracht zuvörderst des Altars² (*Mensa; Ara; Altar; Altare*) wurde bereits darauf hingewiesen (S. 147), dass man ihn schon frühzeitig anstatt, wie anfänglich gemeinhin, von Holz, aus Stein und selbst aus Metall herstellte, und dass er in der römischen Kirche, abweichend von der griechischen, nicht mehr die Form eines vierfüssigen Tisches, sondern mit nur seltenen Ausnahmen die eines ringsum geschlossenen sarkophagähnlichen Behälters erhielt. Hatte dies seinen Grund wesentlich darin, dass man den Altar überhaupt im Hinblick auf die altchristliche Sitte, die Feier des heiligen Abendmahls auf oder über einem Grabe eines Märtyrers zu begehen, als Bild eines solchen Grabes ansah, suchte man dies noch entschiedener dadurch zu vervollständigen, dass man demselben ein oder mehrere heilige Reliquien einfügte. Sie bildeten hiernach für den Altar geradezu den Hauptbestandtheil, ohne welchen er weihelos, ja an sich nicht denkbar war, wodurch bei zunehmender Reliquienverehrung namentlich seit dem sechsten Jahrhundert die Zahl der Altäre beständig wuchs, so dass man sich alsbald genöthigt sah darunter einen als Hauptaltar, als „*Altare majus*“, auszuzeichnen. Es

1 W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie (Ausz.) III. S. 554. —
 2 J. Laib und Schwarz. Studien über die Geschichte des christlichen Altars. Stuttg. 1857 m. Abbild. W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie I. S. 410. II. S. 610. H. Otte. Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie S. 26 ff. Viollet-le-Duc. Dictionnaire de l'architecture française s. l'art. „Autel“. L'abbé Texier. Dictionnaire d'orfèvrerie etc. S. 196. Migne. Encyclopädisches Handbuch der kathol. Liturgie S. 56. E. v. Sacken. Der Flügelaltar zu St. Wolfgang in Oberösterreich in: Mittelalterl. Kunstdenkmale des österreich. Kaiserstaats I. S. 125 ff.

1 W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie (Ausz.) III. S. 554. —
 2 J. Laib und Schwarz. Studien über die Geschichte des christlichen Altars. Stuttg. 1857 m. Abbild. W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie I. S. 410. II. S. 610. H. Otte. Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie S. 26 ff. Viollet-le-Duc. Dictionnaire de l'architecture française s. l'art. „Autel“. L'abbé Texier. Dictionnaire d'orfèvrerie etc. S. 196. Migne. Encyclopädisches Handbuch der kathol. Liturgie S. 56. E. v. Sacken. Der Flügelaltar zu St. Wolfgang in Oberösterreich in: Mittelalterl. Kunstdenkmale des österreich. Kaiserstaats I. S. 125 ff.

betraf dies den ältesten, anfänglich ja überhaupt einzigen, der seine Stelle innerhalb oder inmitten der Apsis hatte, welche er auch behauptete, bis dass man ihn im dreizehnten Jahrhundert an die Rückwand des Chorschlusses versetzte, dahingegen die übrigen ihre Plätze von vornherein zumeist an den Säulen des Hauptschiffs fanden.

In der doppelten Eigenschaft nun als Abendmahlstisch und heilige Grabstätte, zugleich als Mittelpunkt kirchlicher Feier, bot sich der Hauptaltar vor allem zu möglichst reicher Ausstattung dar. Wo man, wie eben nur ausnahmsweise, die Form eines Tisches beibehielt — wofür sich vereinzelte Beispiele (selbst noch aus dem Schluss des zwölften Jahrhunderts) in der Pfarre beim Dom zu Regensburg, der Allerheiligenkapelle daselbst und im Braunschweiger Dome vorfinden¹ — pflegte man die Reliquien in die von Bronze hohl gegossenen Stützen der Platte einzuschliessen; wo man indessen, wie allgemeinhin, die Sarkophagform anwandte, wurden die heiligen Ueberreste (in einem Kästchen wohlverwahrt) entweder inmitten der oberen Platte oder vorn, ziemlich dicht unter derselben, in eine länglich viereckige Vertiefung (*Sepulchrum*) gelegt und mit einem Steine (*Sigillum*), gewöhnlich von Marmor, bedeckt, oder mit einem Gitter versehen, damit man das Heiligthum schauen könne. Dies letztere fand vornämlich dann statt, wenn die Reliquie umfangreicher, etwa ein völliger Leichnam war, in welchem Falle man auch den Altar zuweilen im Innern ganz hohl belies und seine vordere Seite vollständig entweder derartig vergitterte oder, war dieselbe von Stein, ähnlich wie an dem alten Altar in der Stephanskapelle zu Regensburg,² mit einer oder mit mehreren Reihen fensterförmiger Oeffnungen durchbrach. Auch scheint man solche Altäre schon früh gänzlich von Bronze gegossen zu haben, dahin denn unfehlbar der sogenannte Krodo-Altar zu Goslar³ gehört, welcher seinem Gepräge nach noch aus dem elften Jahrhundert herrührt. Derselbe bildet einen Langwürfel von vielfach durchbrochenen Bronzeplatten, die einst mit Steinen besetzt waren, getragen an jeder seiner vier Ecken von einer knienden Figur von Bronze in starr gemessener Durchbildung. — Die ganz geschlossenen Altäre dagegen pflegte man seit dem zehnten Jahrhundert hauptsächlich baulich zu verzieren, meist dergestalt, dass man die

¹ H. Otte a. a. O. S. 26. F. Görres. Beschreibung vom St. Blasiusdom in Braunschweig. S. 31. — ² H. Otte a. a. O. Schuegraf. Dom zu Regensburg I. Taf. 1. — ³ F. Kugler. Museum. Blätter für bildende Kunst I. S. 227. Derselbe. Handbuch der Kunstgeschichte (4) I. S. 398. Derselbe. Kleine Schriften u. Studien I. S. 143 m. Abbildg.

Seitenwände durch Säulen, verbunden durch Halbkreisbögen, nischenartig gliederte und die Nischen gelegentlich mit erhobnem Bildwerk versah, oder indem man sie einerseits mit reich gestickten Teppichen¹ (*Pallia*; *Frontalia*; *Antipendia*), andererseits aber, nach wie vor, mit goldenen oder silbernen Tafeln von kunstvoller Arbeit verkleidete.² Als vorzüglicher Beispiele dieser eben genannten Ausstattung wurde der sehr kostbaren Tafeln in St. Markus zu Venedig und in der Kirche des heiligen Ambrosius zu Mailand bereits näher gedacht (S. 142; S. 747). Ihnen nun schliessen sich in Deutschland ähnliche Tafeln zu Kumburg in Schwaben, im Chorherrenstifte zu Klosterneuburg und im Dome zu Basel an. Hiervon sind die zwei letzteren vor allem wahre Prachtstücke der Goldschmiedekunst, wobei sich jene von Klosterneuburg vorzüglich noch dadurch auszeichnet, dass die auf ihr zahlreich enthaltenen rein figürlichen Darstellungen durchweg in blauer und rother Email äusserst zart behandelt erscheinen. Abgesehen von der Tafel zu Kumburg, die nur stellenweis emallirt ist,³ besteht nun jene zu Klosterneuburg,⁴ um 1181 gefertigt, in ihrer gegenwärtigen Anordnung „aus einem breiten Mitteltheil, umgeben von zwei schmälern Flügeln, welche, geschlossen, den ersten verdecken. Die Flügel und der Mitteltheil umfassen drei Reihen von je siebzehn Tafeln, mithin im Ganzen einundfünfzig, von denen jeder Flügel zwölf, der Mitteltheil siebenundzwanzig enthält. Die oberste und die unterste Reihe enthalten solche Darstellungen aus dem alten Testamente, welche als Typen der in der mittleren Reihe angebrachten Bilder aus dem Leben Jesu zu betrachten sein dürften, und zwar sind die der ersten Reihe dem Zeitraum vor der Gesetzgebung Moses, die der untersten Reihe dem Zeitraum der Herrschaft dieser Gesetze und die Bilder der mittleren Reihe der Zeit des Heils und der Gnade entnommen, wie alles dies Inschriften bezeugen, welche längs den Seiten der

¹ F. Bock. Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters I. S. 20. J. Arneth. Ueber die Frontalien und Dorsalien der Altarmensa vor dem 12. Jahrhdt. Wien 1844. In der lateinischen Kirche verordnete Papst Leo IV. im neunten Jahrhundert, dass jeder Altar mit den saubersten Linnentüchern bedeckt sein sollte. Er selbst indess liess schon für den grossen Altar der St. Peterskirche eine seidene mit Gold durchwirkte Altardecke machen. —

² Vergl. darüber insbes. Viollet-le-Duc. Dictionn. raisonn. du mobil. français S. 198; S. 231 ff. L'abbé Texier. Dictionnaire de l'orfèvrerie etc. s. les articles: Rétable, Autel, Antependium. — ³ S. Boissérée. Denkmäler Taf. 27. — ⁴ G. Heider. Der Altaraufsatz im Stifte Klosterneuburg in: „Mittelalterl. Kunstdenkmale des östereich. Kaiserstaats II. S. 115. Taf. XXIII u. XXIV; bes. A. Camesina und S. Arneth. Der Verduner Altar in der Kirche zu Klosterneuburg. Wien 1844. Bulletin der Akademie der Wissenschaften zu München 1845. No. 4.

Flügel und des Mitteltheils sechsmal stehen. Je drei Bilder übereinander bilden eine typologische Gruppe, deren im Ganzen fünfzehn sind, indem die beiden letzten Reihen von sechs Bildern aus eben diesem typologischen Kreise heraustreten und so in einer Gruppe für sich Vorkommnisse aus der Zukunft des Reiches Gottes darstellen. Die Flügel und auch der Mitteltheil sind an den vier Seiten mit einem reich verzierten Streifen eingefasst, welcher durch Aneinanderreihung einzelner in bunter Email ausgeführter blumenartig gesckmückter Stücke in wechselnder Weise gebildet ist. Diese, im Ganzen dreiundsechzig, lassen nicht weniger als vierundvierzig verschiedene Verzierungsweisen erkennen. Zwischen diesen Einfassungstreifen und den eigentlichen Tafeln, von denen jede oberhalb von einem Kleebogen geschlossen wird, wie auch zwischen den drei Reihen der Bilder, laufen noch Inschriftstreifen, welche theils deren Inhalt erläutern, andertheils den Stifter des Werks, den Künstler, Namens *Nicolaus*, theils einzelne Veränderungen angeben, denen es später unterlag.“ — Die Altartafel des Doms zu Basel,¹ jetzt im Museum des „Hôtel de Cluny“ zu Paris befindlich, ist bei fünf Fuss fünf Zoll Breite über drei Fuss neun Zoll hoch und ruht auf einer etwa drei Zoll starken Bohle von Cedernholz. „Sie, deren reines Goldgewicht fünfundzwanzig Mark beträgt, ist mit zahlreichen Reliefs versehen, welche zunächst aus einer Stellung von sechs durch Halbkreisbögen verbundenen Säulen und einer das Ganze umfassenden viereckigen Umrahmung besteht. Zwischen den Säulen befinden sich einzelne Figuren vertheilt: in dem breiteren Mittelraum, den ein höherer Bogen abschliesst, ist der Heiland angebracht, in der Linken eine Scheibe mit dem Monogramm seines Namens, seine Rechte segnend erhoben; zu seinen Füßen in kniender Geberde zwei kleinere Gestalten, Mann und Weib, die man dem Ursprung (?) der Tafel nach, für Heinrich II. und dessen Gemahlin Kunigunde halten muss, obschon sie kein besonders Abzeichen kaiserlicher Würde an sich tragen. In den seitwärts anstossenden Räumen stehen die drei Erzengel mit kleinen Flügeln an den Schultern, Gabriel und Raphael mit Stäben, Michael eine Lanze haltend, und der heilige Benedict im Gewande eines Abts, mit einem Buch und Hirtenstab. In den Bögen über jeder Figur befindet sich der

¹ Die goldene Altartafel Kaiser Heinrichs II. Mit lithogr. Umriss. Basel 1836. F. Kugler. Museum. Blätter für bildende Kunst. 1837. Nro. 15 (wiederabgedruckt in Desselben Kleine Schriften und Studien I. S. 486). Derselbe. Handbuch der Kunstgeschichte (4) I. S. 553. W. Wackernagel. Die goldene Altartafel von Basel (Schulprogramm 1857), dagegen F. Kugler im „Deutschen Kunstblatt“ 1857. S. 377 ff.

Name derselben, über Christus steht „Rex Regum et Dominus Dominantium.“ In den Zwickeln über den Bögen sieht man kleine Rundbilder mit weiblichen gekrönten Köpfen, welche den (gekürzten) Beischriften zufolge die Kardinaltugenden der Klugheit, der Gerechtigkeit, Mässigkeit und der Tapferkeit darstellen. Alles übrige des Feldes über den Bögen und die Umrahmung ist reich mit byzantinisirendem Arabeskenwerk geschmückt, das die mannigfachsten Gestalten kleiner Thiere in sich schliesst. Oben und unten läuft in grossen zumeist rein lateinischen Uncialen eine Inschriftreihe hin, die sich, wenngleich allgemein gestellt, auf die wunderbare Heilung des Kaisers Heinrich beziehen dürfte.“ Obschon nun der Ueberlieferung nach letzterer als Stifter des Werkes gilt und diese Annahme Vertheidiger fand, scheint doch auf Grund des Gepräges an sich, das dem Ganzen aneignet, vielmehr die Annahme richtiger, dass es nicht früher als etwa vom Ende des zwölften Jahrhunderts datirt. Noch mehrere Werke ähnlicher Art befinden sich in Frankreich und England. Auch besass schon im elften Jahrhundert der Dom zu Magdeburg einen Altar, welcher mit Gold und Edelsteinen und bestem Bernstein reich geschmückt war.¹

c. Einen noch ferneren Schmuck des Altars bildete dann jenes schon erwähnte sogenannte *Ciborium* oder *Tabernaculum*, das als ein Ueberbau um denselben gleichfalls schon früh aus der griechischen Kirche in die römische überging (S. 148). Abgesehen von der ersteren Benennung, welche es dem Behältnisse mit der geweihten Hostie verdankte, da dies meist unter ihm aufgehängt ward² (S. 771), behielt man dafür auch im Abendlande die der anderen Bezeichnung entsprechende Form eines Zeltes bei, welches, von kleinen Säulen gestützt, durch Zwischenvorhänge (*Tetra-vela*) ringsum völlig abschliessbar war. In solcher Gestalt und Beschaffenheit beliess man es bis ins dreizehnte Jahrhundert, nur dass man bereits um Vieles früher aus rituellen Rücksichten die langen Zwischenvorhänge entfernte, worauf man es dann, seit Umstellung des Altars (S. 778), schliesslich entweder gänzlich aufgab und durch Holzbildereien ersetzte, die man nun unmittelbar über ihm an der Chorwand anbrachte, oder es doch nur noch ausnahmssfüllig als zweckloses Prunkstück herrichtete. — Mit zu den frühesten Tabernakeln in der abendländischen Kirche, von denen nähere Kunde vorliegt, gehörte, nächst dem „Ciborium“ in der St. Peters-

¹ Thietmar von Merseburg. IV. 43; dazu die Erwähnung des goldenen Altartisches zu Speier im „Leben Kaiser Heinrichs IV.“ S. 7. — ² Vergl. Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. du mobilier français. S. 243.

kirche zu Rom (S. 144), jenes zu Petershausen zu Constanz, welches der Bischof *Gebhard* daselbst nebst mancherlei anderen Prachtgeräthen um 983 anfertigen liess.¹ Dieses bestand, nach glaubwürdigem Zeugniss, aus vier Säulen von Eichenholz mit ausgeschnitzten Rebenblättern durchaus mit Silberblech bedeckt, zu dessen Hergabe der Bischof die Bürger von Constanz durch List bewogen hatte. Die vier Säulen erhoben sich auf skulptirten Steinbasementen und wurden durch vier (Rund-)Bögen verbunden: einerseits aus vergoldetem Silber, andererseits aus vergoldetem Kupfer. Ueber den Bögen ruhte eine Tafel von vergoldetem Kupfer mit den Bildern der Evangelisten; darüber Tafelwerk von Silber mit eingegrabenen Inschriften; sodann ein Bau von gewundenen Säulen, von Leistenwerk, Simsen u. s. f.; darauf, als Schluss, das Bild des Lamms. Der Altar darunter war auf der Ostseite mit einer Tafel von reinem Golde, besetzt mit kostbaren Edelsteinen, auf der Westseite mit einer Tafel von Silber mit dem goldenen Bilde der heiligen Jungfrau ausgestattet. — Was an derartigen Einrichtungen bekanntermassen erhalten ist,² gehört, mit nur wenigen Ausnahmen, der Spätzeit des Mittelalters an und bildet einen gewöhnlich völlig von Stein hergestellten kleinen Bau, zumeist je in den gerade herrschenden baulichen Formen aufgeführt.

d. Die füglich erst hier zu erwähnenden sogenannten Trage-Altäre³ (*Altaria portatilia, gestatoria, viatica; Tabulae itinerariae; Lapis portatilis*) verdanken ihre Entstehung dem Zweck, um, so namentlich auf der Reise, an jedem Ort zu jeder Zeit sofort die Messe vollziehen zu können. Anfänglich, noch im achten Jahrhundert, nur höchstgestellten Geistlichen, Missionaren und ausnahmsweise einigen Mönchsorden gestattet, fanden sie seit dem elften Jahrhundert und, bei zunehmender Wanderlust der Abendländer nach Palästina, seit dem zwölften Jahrhundert vorzüglich immer allgemeinere Verbreitung. Da sie, für den Transport bestimmt, von nur geringem Umfang sein durften, konnte sich gerade in ihrer Ausstattung ein um so grösserer Aufwand entfalten, was denn auch gemeinhin statt hatte. Sie selber bestanden im Wesentlichen aus einem glatt geschliffenen Stein, wozu man gewöhnlich theils seltenen Marmor, theils Achat oder Onyx wählte, dessen Fläche mindestens solchen Umfang haben musste, dass Kelch und

¹ F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte (4) I. S. 358. — ² H. Otte. Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie S. 29 m. Abbildg. — ³ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonné du mobilier français. S. 18 ff. L'abbé Texier. Dictionnaire d'orfèvrerie etc. S. 202 ff.

Hostie Platz darauf fanden. Diesem Stein, viereckt oder oval, gab man die Gestalt einer Tafel, legte ihn beliebig in Holz oder in eine Steinplatte ein, indem man das Ganze sodann entweder nur mit einem Rahmen umgab oder, ähnlich den grossen Altären, gleich einem Kästchen umwandete. Von beiderlei Arten haben sich aus dem Zeitraum vom zehnten Jahrhundert mehrere Einzelbeispiele erhalten.¹ Sie zeigen dass man in ersterem Falle die Umrahmung nicht selten von Gold und zwar in reichster Durchbildung, in Verbindung mit Filigran, Email, Niello, Edelsteinen, Schnitzereien in Elfenbein u. s. w. höchst künstlich beschaffte, im anderen Fall aber gemeiniglich die Seitenwände durch Säulchen eintheilte, welche verzierte Rundbögen verbanden, und die einzelnen Felder dazwischen mit kleinen Figürchen ausfüllte, und dass man dabei auch noch ausserdem jene Verzierungsweisen befolgte. Im Uebrigen mussten auch diese Altärchen als Hauptbedingniss ihrer Weihe heiligē Ueberreste enthalten.

e. Die Kanzel nun, so benannt von der Stelle, welche sie an den Seitenschranken (*Cancelli*) des mittleren Raums erhielt,² kam verhältnissmässig erst spät neben dem seit Alters üblichen „Ambo (*Suggestum lectorum*)“ auf, den sie dann fernerhin gänzlich verdrängte. Ein solcher „Ambo,“ deren aus frühster Zeit noch mehrere hauptsächlich in italienischen Kirchen vorhanden sind, dazu bestimmt, um von ihm herab die heiligen Schriften und Anderes der versammelten Menge vorzulesen, ward von vornherein hinter dem Altar, inmitten des Chorraums, aufgestellt stets in Form einer erhöhten Bühne mit entsprechend hoher Brüstung, zuweilen von halbrunder Ausladung, zwischen zwei Treppen, von denen die eine zum Aufgang, die andere zum Niedergang diente. Obschon man nun mit diesen Bühnen, die man von Stein zu erbauen pflegte, keineswegs die Absicht verband, von ihnen herab auch zu predigen, vielmehr ganz besonders darauf hielt, dass dies von einem hinter dem Altar auf dessen Stufen aufgestellten Stuhl (*Cathedra*) sitzend geschehe, wurden doch allmählig auch sie ebenfalls dazu benutzt, vornämlich als mit der Erweiterung der Kirchen das Bedürfniss sich steigerte, möglichst weithin verstanden zu werden. Und eben in Folge dessen nun schritt man dazu an passlicheren Stellen, wie vorwiegend an einer der mittleren Säulen des Haupt-

¹ Nächst den Abbildgn. bei Viollet-le-Duc a. a. O. bes. Didron. *Annales archéolog.* IV. S. 289; XII. S. 115; XVI. S. 76. H. Müller. *Beiträge zur deutschen Kunst- und Geschichtskunde* II. S. 6. Taf. 3. Heideloff. *Ornamentik*. Liefg. 8. Pl. 3. — ² W. Augusti. *Handbuch d. christl. Archäologie* I. S. 382. III. S. 762.

oder Mittelschiffs, jene selbständigen Emporen oder „Kanzeln“ zu errichten, wofür zunächst denn wohl allerdings die Form der Ambonen massgeblich war. Wann solche Anordnung zuerst geschehen, lässt sich nicht mit Bestimmtheit sagen, doch lassen von den noch vorhandenen Kanzeln die ältesten voraussetzen, dass sie in einzelnen Kirchen bereits vor dem zwölften Jahrhundert statt gehabt, obschon es sicher begründet erscheint, dass ihre allgemeinere Verbreitung nicht vor dem dreizehnten Jahrhundert begann. Jene Kanzeln bestätigen zugleich, dass man dies Geräth überhaupt theils, wie die alten Ambonen, von Stein, theils aber auch von Holz herstellte, und dass man es in diesem Falle mitunter selbst durch Elfenbeinschnitzwerk, Belegen mit Platten von edlem Metall, Edelsteinen u. s. w. noch besonders reich ausstattete. Für dies letztere spricht die noch heut im Münster zu Achen befindliche Kanzel,¹ welche der Ueberlieferung zu Folge *Heinrich II.* geschenkt haben soll. Die übrigen Kanzeln, soweit bekannt, sind von Sandstein oder von Marmor. Hiervon nimmt unter denen von Marmor sowohl der Form als des Alters wegen die Kanzel der Kirche der Insel Grado² eine der ersten Stellen ein. Sie, an der nördlichen Seite des Hauptschiffes in der Nähe des Altars gelegen, besteht aus Unter- und Oberbau, wovon indess nur der erstere die ursprüngliche Kanzel ist, der Aufbau dagegen (in Gestalt eines auf Säulen ruhenden halbrund gewölbten Baldachins in arabischem Geschmack) als einer viel jüngeren Zeit angehörend hier gänzlich ausser Betrachtung fällt. Die ursprüngliche Kanzel nun, ihrem ganzem Gepräge nach, wenn nicht noch aus dem elften Jahrhundert, doch sicher aus der ersten Hälfte des zwölften Jahrhunderts herrührend, stellt sich als eine von sechs Säulen unterstützte Brüstung dar, zu der hinterwärts eine (einhalbmals) gewundene steile Treppe führt. Die Säulen sind auf einem sechseckigen Stufenabsatz im Kreis eng geordnet, etwas über sechs Fuss hoch, davon zwei der vorderen gewunden, die übrigen glatt, sie sämmtlich aber mit einander gleichen Basen und gleichen Blattkapitälern versehen. Die sich darüber erhebende Brüstung erreicht eine Höhe von etwa vier Fuss und ladet zwischen je zwei Säulen mässig rundbogenförmig aus, so dass sie im Grundriss gewissermassen einen sechsboigen Stern bilden würde, wenn

¹ Abgeb. in: Jahrbücher des Vereins von Alterthumsfreunden im Rheinlande I. S. 100. Taf. 7; dazu die Abbildgn. der Elfenbeinschnitzereien bei Ernst aus'm Weerth. Denkmale. Abthlg. 1. Bd. II. — ² R. v. Eitelberger. Der Patriarchensitz und die Kanzel zu Grado etc. in: Mittelalterliche Kunstdenkmale des österreich. Kaiserstaats I. S. 115, bes. S. 117. Taf. XVIII.

nicht die Seite an der Treppe, als Eingangsseite, ausfiele. Jede dieser Ausladungen ist von zwei eckigen Stäben umrahmt, auf der Fläche mit einem Sinnbilde der vier Evangelisten verziert, welches, erhoben gearbeitet, überaus roh behandelt erscheint. — Nächst dieser Kanzel und einer weniger in ihrer ursprünglichen Form erhaltenen in St. Ambrosius zu Mailand,¹ verdient dann vor allem die schöne Kanzel von Wechselburg² genannt zu werden. Diese, mit der Errichtung der Kirche (seit 1174) gleichzeitig, ist durchgängig aus Sandstein erbaut und schliesst sich im Ganzen noch ziemlich eng an die Gestalt des Ambon an. Sie nämlich erhebt sich auf einem viereckigen fast würfelförmigen Unterbau als eine nicht allzu hohe Brüstung, deren Seiten mit Ausschluss der vorderen, welche etwas vorladet, die des Unterbaues fortsetzen, wobei zugleich die hinterwärts zur Brüstung hinaufführende Treppe in gerader Steigung nur von der Verlängerung der Seiten dieses Baues begrenzt wird. Letzterer ist an der Frontseite offen und im Rundbogen ausgewölbt, die Oeffnung selber an jeder Seite mit einer die Ausladung der Brüstung stützenden, freien Säule besetzt. Die beiden Säulen sind verschieden, dazu die Brüstung und die Ecken des Unterbaues mit Bildwerken geschmückt, die sich sowohl durch Reinheit der Form als auch durch Zartheit der Empfindung von allen Arbeiten der Art dieser Zeit in bedeusamer Weise auszeichnen. Sie selber stehen inhaltlich in einem gewissen Zusammenhange und stellen dar, zunächst auf der Brüstung, inmitten derselben den thronenden Erlöser umgeben von den Zeichen der vier Evangelisten, daneben, an einer Seite, Maria auf der Schlange, auf der anderen Johannes auf einer männlichen Figur, als dem Sinnbilde des Unglaubens; sodann auf der einen der Seitenwände Abrahams Opfer Isaaks, auf der anderen Moses mit der ehernen Schlange; darunter, in den oberen Ecken der Seitenwände des Unterbaues, Abel und Kain mit ihren Opfern als Sinnbild des Opfertods Christi. — Was noch sonst von so alten Kanzeln auf deutschem Boden erhalten ist,³ zeigt, bei wechselnder Anordnung, ein bei weitem einfacheres Gepräge. Dahin gehören vornämlich zwei im romanischen Geschmack behandelte niedrige Mauerbrüstungen in der Liebfrauen-

¹ R. v. Eitelberger. Ueber die Kanzel zu St. Ambrosius in Mailand a. a. O. II. S. 1, bes. S. 26. Taf. IV. A. — ² L. Puttrich. Denkmale der Baukunst des Mittelalters in Sachsen I. Abthl. 1. u. 2. Liefg. F. Kugler. Kleine Schriften und Studien I. S. 429 ff.; S. 470. Derselbe. Handbuch der Kunstgeschichte (4) I. S. 548. K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste V. S. 784. — ³ Vergl. H. Otte. Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie S. 83.

kirche zu Halberstadt;¹ die allerdings an sich reich verzierte Kanzel der Neuwerkerkirche zu Goslar, und eine kleinere im Dome zu Mainz, die, wie man nicht ohne Grund vermuthet, mit dem Bau der Kirche gleichzeitig ist.

f. Von gleichem Alter mit dem Ambon ist der Gebrauch der Lesepulte² (*Lectrum; Lectrinum; Pulpitum*), deren es seit frühesten Zeit neben unbeweglichen, zum Versetzen, bewegliche gab. Zu jenen zählten die für die Sänger erforderlichen Noterpulte inmitten des Chorraums aufgestellt, zu diesen die Pulte für die Lectoren zum bequemeren Ablesen der Episteln und Evangelien (S. 793). So wenig nun auch diese Geräthe zu den kirchlichen Feiern als solchen in irgend näherem Bezuge standen, suchte man nichtsdestoweniger auch hier das Ganze würdig zu gestalten und ihnen selbst auch sinnbildnerisch eine höhere Bedeutung zu geben. Demgemäss bildete man sie, ja wie es heisst schon im siebenten Jahrhundert³ — die grösseren zumeist von Bronze und Messing, die kleineren wohl häufiger auch nur von Holz — in der Gestalt eines Adlers mit halbausgebreiteten Flügeln, als Symbols des heiligen Johannes und seiner christlichen Erhabenheit, getragen von einer verzierten Säule, deren Fussgestell die Bildzeichen der vier Evangelisten schmückten. Und diese Form blieb dann auch fernerhin für die grösseren Pulte hauptsächlich bis ins spätere Mittelalter unausgesetzt die vorherrschende, selbst noch nachdem man bereits daneben, vermuthlich sogar schon im zwölften Jahrhundert, die weit zweckmässigere Gestaltung von zweiseitigen Stehpulven zum Stellen und Drehen eingeführt hatte.⁴ Zu mehrerem Schutze der oft sehr kostbar aus Gold, Silber, Edelsteinen, Elfenbeinschnitzwerk u. dergl. gefertigten Deckel der heiligen Bücher (s. unt.) wurden die Pulte insgemein mit einer oft gleichfalls reich geschmückten seidenen, auch sammtnen Decke bekleidet.

g. Aehnlich wie mit diesen Pulven verhielt es sich mit den Bischofsstühlen (*Thronos; Cathedra; Faldistorium*). Auch deren gab es seit frühesten Zeit unbewegliche und bewegliche; und ebenso blieb man auch bei ihnen von vornherein darauf bedacht, sie aus ihrer Eigenschaft blosser Bequemlichkeitsgeräthe durch sinnbildnerische Ausstattung in eine engere Beziehung zum eigentlich kirchlichen Dienst zu setzen. Wie man dies schon in den

¹ F. Kugler. Kleine Schriften und Studien I. S. 470 not. 1. — ² L'abbé Migne. Encyclopädisches Handbuch der kathol. Liturgie S. 784. Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonné du mobilier français S. 155. — ³ Dom. Doublet. Antiquitez de l'abbaye de Saint-Denis en France liv. I. S. 286. S. 245. Viollet-le-Duc a. a. O. — ⁴ Vergl. unt. and. in Mittelalterl. Kunstdenkmale des österreich. Kaiserstaats II. Taf. 5.

ersten Jahrhunderten unter griechischem Einfluss erstrebte, wurde früher angedeutet (S. 151 ff.), inwieweit man dasselbe dann aber im Abendland weiter ausbildete, dafür liegen nun nicht sowohl die sichersten schriftlichen Zeugnisse, als auch, und zwar insbesondere von unbeweglichen Bischofssitzen, noch zahlreiche erhaltene Beispiele vor.¹ Sie, zum Theil von sehr hohem Alter hauptsächlich in italischen Kirchen, zeigen in Uebereinstimmung mit den schriftlichen Nachrichten,² dass solche Sitze im Allgemeinen im Mittelgrunde des Chors ihre Stelle unmittelbar an der Wand erhielten, dass man sie vorzugsweise aus Stein in Form eines hochehobenen Lehnssessels mit einer zu ihm führenden mehrstufigen Treppe her richtete, sie zuweilen mit einem gleichfalls steinernen Baldachin versah, den, aus der Chorwand hervorgehend, vorn zwei (Eck-) Säulen unterstützten, die auf den Armlehnen aufstanden, und dass man zu beiden Seiten des Sessels, für die niedere Geistlichkeit, auch im Anschluss an die Chorwand, eine steinerne Stufenbank von geringerer Erhebung anbrachte. Zu nennen sind als Hauptbeispiele der Steinsitz der Domkirche zu Parenzo³ (Fig. 313), den überdiß hinterwärts an der Wand eine geschmackvoll behandelte farbige Steinmosaik verziert,⁴ und der in der Pfarrkirche der Insel Grado,⁵ über den sich ein auf zwei Säulen ruhender Steinbaldachin erhebt: an den Aussenseiten der Lehnen und an den Gesimsen des Baldachins mit einfachen Bandzierathen geschmückt. Nächst diesen an sich nur einfachen Stühlen, dahin auch der höchst alterthümliche Stuhl in St. Ambrogio zu Mailand⁶ gehört, bei denen der eigentliche Schmuck nebst sinnbildnerischer Ausstattung unfehlbar in einer Verkleidung desselben mit Teppichen u. s. w. bestand, fehlt es nicht an noch anderen Stühlen zugleich von mehr sinnbildnerischer Gestalt. Hierzu zählen zwei Sessel von Marmor,⁷ von denen der eine, in St. Nicola zu Bari, auf zwei knienden Knaben ruht, der andere, in St. Sabino zu Canosa, von zwei Elephanten getragen wird. Der letztere hauptsächlich, der übrigens sarazenischen Einfluss ver rätth, erinnert an jene Ueberlieferung, welcher zufolge der heilige *Aurelius* im Jahre 399 bei der Umwandlung eines Tempels einer

¹ Vergl. Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. de l'architecture français s. l'art. „Chaire, Chaise“. — ² W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie I. S. 378. L'abbé Migne. Encyclopädisches Handbuch der kathol. Liturgie S. 464. — ³ E. Heider u. And. Mittelalterl. Kunstdenkmale des öster reich. Kaiserstaats I. S. 105. — ⁴ A. a. O. Taf. VI. — ⁵ Ebendasselbst I. S. 115. Taf. XVII. — ⁶ Ebendas. II. S. 33. — ⁷ Duc de Luines. Recherches sur les monuments et l'histoire des Normans etc. dans l'Italie méridionale t. 9 ff. H. Schulz. Kunstwerke Unter-Italiens Taf. 9.

heidnischen weiblichen Gottheit, die auf einem Löwen sass, diesen Löwen zum Fussgestell seines Stuhls verwandt haben soll, um so anzudeuten, dass das Kreuz über das Heidenthum siegreich

Fig. 313.



herrsche. Auch heisst es, ziemlich im Einklang damit, von dem bischöflichen Stuhl, welcher sich in der Basilika St. Johannes in Lateran befand, zu dem sechs Stufen hinaufführten, und welchen Papst *Alexander III.* um 1177 von Marmor hatte errichten lassen, dass oberhalb der letzten Stufe ein Bär, ein Basilisk, eine Natter und ein Drache eingehauen war. Zu allen dem liegt es ausser Frage, dass man diese Stühle auch fernerhin, wie schon in den ersten Jahrhunderten (S. 151), ausser von Stein, auch zum Theil aus Bronze und aus noch anderen, kostbareren Stoffen in reicherer Durchbildung herstellte. Und dürfte nun als ein Beispiel auch dafür jener berühmte sogenannte Kaiserstuhl zu betrachten sein, der (früher im Dom zu Goslar befindlich) gegenwärtig die Waffensammlung des Prinzen Karl von Preussen

ziert: ¹ ein Bronzegusswerk, das im Ganzen und Einzelnen dem „Krodo-Altar“ zu Goslar entspricht, mit dem es mithin wohl gleichzeitig ist (S. 788).

Dass nun aber keineswegs, wie man dies mehrfach voraussetzte, erst aus den feststehenden Stühlen die beweglichen Stühle hervorgingen, sondern dass letztere neben jenen gleich von vornherein üblich waren, kann denn allein schon der Umstand beweisen, dass die Bischöfe seit frühster Zeit darauf angewiesen waren, die Predigt auf der Stufe des Altars, hinter ihm, sitzend zu vollziehen (S. 793). Dazu bedurfte es eines Sessels, und scheint es somit dass erstere überhaupt stets mehr als „*Thronos*“ galten und nur bei ganz ausnehmenden Vorkommnissen bestiegen wurden. Auch lässt dies *Thietmar von Merseburg* noch insbesondere muthmassen, wenn er bei Gelegenheit der Erwähnung eines Streits zwischen dem würdigen Bischof *Arnulf* und dem Ritter *Hugal* erzählt, ² dass Arnulf, um die ihm in dieser Sache vom Könige verheissene Genugthuung von dem Markgrafen *Gero* und seinen Rittern zu empfangen, sich dazu „in die Domkirche in den östlichen Theil des Gebäudes auf den Stuhl auf der höchsten Stufe begab.“ Aus dieser Erzählung erhellt zugleich, dass in den Kirchen auf deutschem Boden solche Sitze noch um die Mitte des elften Jahrhunderts gemeinhin bestanden. In Italien erhielten sie sich vereinzelt bis tief ins dreizehnte Jahrhundert (s. unt.).

Für die beweglichen Sessel nun, ³ bot sich vor allem die Gestalt der altrömischen *Sella curulis* in ihrer sägebockartigen Einrichtung (zum beliebigen Zusammenlegen) als die bei weitem zweckmässigste dar. Sie, die man eben aus diesem Grunde für den Herrscherthron zunächst beibehielt (S. 731). fand denn auch für jene kirchlichen Sessel die allgemeinste Anwendung, bis dass man sich durch die Versetzung des Altars in den Hintergrund des Chors (S. 788) genöthigt sah, nicht sowohl den Gebrauch von der hinteren Stufe des Altars zu predigen, mithin zugleich den der „Predigtstühle,“ als auch die dort befindlichen steinernen Thronsitze aufzugeben und statt ihrer ebenfalls bewegbare Throne einzurichten. Für diese nun, welche man zumeist zur Rechten des Altars aufstellte, wählte man nicht mehr so durchgängig, wenn auch noch immer vorzugsweise, jene ältere

¹ F. Kugler. Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte I. S. 143. — ² Thietmar von Merseburg VI. 59. — ³ Vergl. Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. du mobilier français S. 41; S. 108; S. 281.

Einrichtung,¹ sondern nicht minder auch die Grundformen der alten erhobenen Steinsitze und die der weltlichen Thronstühle (s. unt.), wobei man dann gleich auch darauf Bedacht nahm, sie ihrer Eigenschaft entsprechend möglichst glänzend auszustatten. Man fertigte somit sie von Metall, von Bronze vergoldet u. s. w., oder von irgend seltenem Holze, geschmückt mit einem Ueberzuge von Goldblech, Silberblech, Elfenbein nebst Einfügung von Edelsteinen, nicht selten mit eingegrabenen oder erhobenen Darstellungen aus der heiligen Geschichte; dazu hauptsächlich die Armlehnen (vorn) mit dem Kopfe eines Löwen und die Füße mit Löwentatzen. Nächstdem pflegte man auch sie durchgängig auf eine Art von stufenförmigem viereckigen Unterbau zu stellen, mit einem dem Sessel angemessen verzierten Fusschemel zu versehen, den Stufenbau mit einem Teppich, Sitz und Rückenlehne des Stuhls mit Decken und Polstern zu belegen, und entweder nur hinter der Lehne eine verhältnissmässig hohe Draperie zu befestigen oder das Ganze mit einem von Säulchen gestützten Baldachin zu bedecken. —

h. Die Chorstühle² (*Formulae; Stalla; Stalli*), wie solche sich noch gegenwärtig, freilich zumeist nur aus der Spätzeit des Mittelalters, von Holz vorfinden, gingen aus den zu beiden Seiten der alten steinernen Bischofsstühle angebrachten steinernen Bänke (*Sedilia; Subsellia*), wie es scheint frühestens erst zu Ende des elften Jahrhunderts hervor. Erst seit dieser Zeit wenigstens ist von hölzernen Chorstühlen die Rede, indessen gleich auch in einer Weise, welche deutlich dafür spricht, dass man sich sofort auch deren Herstellung mit Sorgfalt angelegen sein liess. Ohne nun gleichwohl bestimmen zu können, wie man diese Sitze anfänglich im Ganzen und Einzelnen ausstattete, wird man immerhin annehmen dürfen, dass dies in ziemlich engem Anschluss eben an jene Steinsitze geschah, also dass man ihnen zunächst die Gestalt von Sitzbänken mit hoch-

¹ Vergl. unt. and. die Abbildungen aus dem Zeitraum von 1133 bis 1304 bei C. P. Lepsius. Geschichte der Bischöfe des Hochstifts Naumburg vor der Reformation. Naumburg 1846. I. Anhang; dazu die Abbildg. des frühromanischen Bischofsstuhls zu Salzburg bei G. Petzold. Schätze mittelalterlicher Kunst in Salzburg. Bl. 9. 10. — ² S. darüber, zugleich mehr im Allgem., E. Jourdain et Duval. Histoire et description des stalles de la cathédrale d'Amiens in: „Mémoires des antiquaires de la Picardie“ VII. S. 81 ff.; dazu beispielsweise die Abbildgn. u. s. w. von Chorgestühl aus späterer Zeit: Mittelalterl. Kunstdenkmale des österreich. Kaiserstaats I. S. 112; S. 190. II. S. 110. C. Heideloff. Die Kunst des Mittelalters in Schwaben. 3. Liefg. S. 30. Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonné du mobilier français S. 114. G. Bechstein, Gessert u. And. Kunstdenkmäler 1. Abthlg. 3. Liefg.

stehender Rückenlehne und, zu mehrer Bequemlichkeit vorzüglich der älteren Geistlichen, zum Theil auch mit Seitenlehnen gab. Diese Anordnung, wobei sich die Lehnen zugleich zu mancherlei Schnitzwerk darboten, konnte jedoch nur da genügen, wo zum Platznehmen der Geistlichkeit nur eine Reihe erfordert ward; wo indess, wie in den meisten Fällen, die Zahl derselben mehrere derartige Bankreihen nothwendig machte, musste man sich allein schon auf Grund einer möglichen Raumersparniss in Verbindung mit dem Bedürfniss einer unbehinderten Aussicht darauf hingewiesen sehen, diese Reihen dicht hintereinander stufenweise anzuordnen, was denn zugleich wiederum dahin führte, sie durch einzelne Zwischenräume, als Durchgangsöffnungen, zu gliedern und die Sitzbretter im Allgemeinen zum Emporklappen einzurichten. In Weiterem suchte man sie überhaupt noch bequemer zu gestalten, daher man nun über den Seitenlehnen, die nur beim Sitzen eine Stütze gewährten, noch eine Stehlehne anbrachte, was der verzierenden Ausstattung dann abermals zu Gute kam. — Die wenigen noch erhaltenen Reste von derartigen Chorstühlen, die etwa als Beispiel dienen könnten, reichen ihrer Entstehung nach nicht über das zwölfte Jahrhundert zurück, überdies beschränken sie sich hauptsächlich nur auf einige Sitze in der St. Victorskirche zu Xanten und in der Kirche zu Ratzeburg, von denen die zuletztgenannten höchstwahrscheinlich die älteren sind.¹ Diese nun bilden im Wesentlichen eine durch volle Zwischenwände in einzelne Plätze getheilte Bank mit durchgängiger Rückenlehne und aufklappbaren Sitzbrettern. Die Zwischenwände, welche sich bis zum oberen Rand der Rücklehne erstrecken, gestalten Lehne und Fuss zugleich. Demgemäss sind sie vorn, unterhalb, soweit sie den Fuss bezeichnen sollen, zu einem viereckig vorspringenden Klotz mit zwei darauf dicht aneinanderstehenden gedrunghenen Säulen ausgeschnitzt; darüber ein länglich viereckiger, mit Schnitzerei verzierter Sims, sodann eine unverzierte Fläche von einem Ornament bekrönt, von wo aus sich nun die Lehne erhebt. Diese ist, zunächst als Sitzlehne, in mässiger Höhe nach einwärts gebogen, oben gleichsam schneckenförmig in einen Knauf zusammengezogen, der ausserhalb verziert erscheint. Unmittelbar von diesem Knauf geht die zweite, die Stehlehne aus: erst nach oben hin etwas verjüngt, dann plötzlich durchaus walzenförmig. Auch deren

¹ J. Gailhabaud. L'architecture et les arts qui en dependent etc. livrais. IV.

Stirnfläche ist verziert. Nächstem ist jedes Paar Säulen der Füsse unter sich und mit dem anderen verschieden; so auch von den übrigen Zierrathen keines dem anderen gleichförmig. — Später, jedoch höchstwahrscheinlich nicht vor Ablauf des zwölften Jahrhunderts, begann man die Rücken- und Seitenlehnen zunehmend höher hinaufzurücken, sie immer reicher auszuschnitzen, bis dass sie schliesslich völlig die Form eines seitlich geschlossenen und mannigfach durchbrochenen hölzernen Baldachins annahmen.

i. Im Gegensatz zu den bisherigen Stühlen bestanden die innerhalb der Kirchen befindlichen Sitze für die Laien gewöhnlich in nur einfachen Holzbänken;¹ so wenigstens bis in die spätere Zeit, etwa bis zum Schluss des zwölften Jahrhunderts. Eine vermuthlich derartige Bank, vielleicht sogar noch aus dem zehnten Jahrhundert, besitzt die Hauptkirche zu Winchester.² Dieselbe, aus sehr starken Bohlen gefertigt, auf viereckig klotzförmigen Füßen ruhend, ist mit sehr hoher Rückenlehne und sehr niedrigen Seitenlehnen versehen. Ersterer wird von zwei starken Eckpfeilern, oben verbunden durch einen Querbalken und dazwischen befestigten senkrecht gestellten Brettern gebildet; die Seitenlehnen sind viereckige Leisten, unterwärts viereckig ausgeschnitten. Die Eckpfeiler tragen auf ihren Spitzen je ein kreuzähnliches Ornament, dessen Querschenkel jederseits einen völligen Kreis beschreibt, darin ein Stern eingeschnitten ist; die Seitenlehnen je vorn auf dem Rande eine einfache kreisförmige Scheibe.

k. Gleich den vorgenannten Geräthen wurden die zur Aufbewahrung der Kirchenschätze bestimmten Schränke (*Armaria*; *Armentaria*) und Truhen durchgängig von Holz hergestellt. Anfänglich zumeist in dem Hauptraum der Kirche statt kleiner nischenartiger Vertiefungen, die in die Mauer eingesenkt waren, zur Seite des Altars aufgestellt, wurden sie seit dem zehnten Jahrhundert in einen nun eigens dazu erbauten Nebenraum (*Sacrarium*; *Sacristei*; *Vestiarium*; *Camera paramenti*) versetzt, wo sie fortan dauernd verblieben. So gering nun auch die Anzahl von derartigen Geräthen aus dem hier beredeten Zeitraum ist, zeigt doch auch dies Wenige, dass man auch sie nicht schmucklos belies, vielmehr bei steter Berücksichtigung ihres eigentlichen Zwecks, dem eines sicheren und festen Verschlusses, zuweilen selbst nicht ohne Aufwand künstlerisch behandelte. Und gilt dies

¹ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. du mobilier français S. 106. — ² G. Passavant. Kunstreise durch England und Belgien. Frankfurt a. M. 1833. S. 132 m. Abbildg.

namentlich auch von den bronzenen oder eisernen Beschlägen und den gewöhnlich unmittelbar damit verbundenen grossen Schlössern, wodurch man dieselben zu festigen suchte. — Für die Truhen¹ behielt man die dafür schon seit Alters gebräuchliche Form einer grösseren oder kleineren länglich viereckigen Deckelkiste mit oder ohne (Klotz-)Füssen bei, indem man die Wände nun einestheils mit solchen Beschlägen ringsum versah, so dass sie davon fast verdeckt wurden, sie andernteils, bei nur mässiger Verwendung einer derartigen metallenen Verzierung, mit mancherlei Schnitzwerk ausstattete, wozu man neben den üblichen bandähnlichen Verschlingungen, auch Figuren von Menschen und Thieren, Rankenwerk u. s. w. wählte; auch fügte man dazu gelegentlich Einlagen von seltenem Holzwerke sammt kleinen geschnitzten Elfenbeinplättchen und anderweitigen Schmucktheilchen hinzu. — Den Schränken² gab man im Allgemeinen die Gestalt von umfangreichen festumwandeten Repositorien mit kurzen Füssen und mehreren theils neben, theils neben- und übereinander angeordneten breiten Thüren mit darüber horizontal angebrachten metallnen Verbänden. Sie selbst indess schmückte man, wie es scheint, seltner durch erhobene Arbeit, als vielmehr durch farbige Bemalung und durch eine der Bauweise entsprechende Gesammtgliederung. Für solche Durchbildung wenigstens sprechen die noch hie und da vornämlich in einzelnen Kirchen Frankreichs vorhandenen alterthümlichen Schränke, darunter jedoch der älteste, zu Obazine (Corrèze) befindlich, höchstwahrscheinlich frühesten von der Mitte des zwölften Jahrhunderts datirt.³ Dieser Schrank, ziemlich umfangreich, ist nur weniges breiter als hoch, und, auf vier niedrigen (Klotz-)Füssen ruhend, in nur geringer Erhebung vom Boden mit zwei nebeneinander stehenden länglich viereckigen Thüren versehen, die oben in Rundbogen abschliessen. Darüberhin laufen in Verbindung mit deren Angeln horizontal je zwei starke Eisenbeschläge. Jede Thür hat ihr eigenes Schloss, worin ein über beide Thüren fortlaufender Schiebestab eingreift. Die vordere Seite, muthmasslich ehemals buntfarbig bemalt, ist gegenwärtig gänzlich schmucklos, nur unter der Decke mit einer einfach profilirten Leiste bezogen; die beiden schmalen Seiten dagegen sind gleichmässig architektonisch verziert. Diese nämlich sind an den Ecken jederseits von zwei nebeneinander stehenden dünnen Rundleisten mit Basen und Kapitälern begrenzt, inmitten zu

¹ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. du mobilier français S. 23. —

² Derselbe a. a. O. S. 1. — ³ Derselbe a. a. O. Fig. 1.

zwei Etagen getheilt. Die Etagen dann wiederum in der Mitte und an jeder Ecke mit einer kleinen Säule besetzt, die Säulen durch Halbkreisbögen verbunden. — Ein noch anderer Schrank der Art, durchweg mit Malereien geschmückt, befindet sich in der Kirche zu Bajeux, doch rührt derselbe erst aus dem Anfange des dreizehnten Jahrhunderts her; ein dritter, ebenfalls reich bemalt, indessen aus noch weit jüngerer Zeit, wird in der Kirche zu Noyon bewahrt.¹ —

l. Noch ist eines Geräths zu gedenken, dessen sich die Geistlichkeit in der Kirche vornämlich im Winter zur Erwärmung der Hände bediente.² Es war dies neben den schon erwähnten kugelförmigen Handwärmern (S. 776 not. 2) eine grössere Art „*Calefactor*“ in der Gestalt theils eines Tisches, theils eines niedrigen vierrädrigen Wagens. In ersterer Form, muthmasslich der älteren, erscheint dies Geräth mehrfach abgebildet, so in den Miniaturgemälden zu dem „*Hortus deliciarum*“ der Aebtissin *Herrad von Landsperg* aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts; in der zuletzt erwähnten Gestalt, doch frühestens aus dem dreizehnten Jahrhundert, findet es sich noch gegenwärtig in älteren Kirchen vereinzelt vor. Zuzufolge jener Darstellungen bildete es einen vierfüssigen Tisch, die Füsse unterhalb verziert, mit darauf stehendem Kohlenbecken, von der Form einer viereckigen rostartig durchbrochenen Schüssel. Die frühesten der noch vorhandenen Gestelle, entweder von Bronze oder von Eisen, bestehen aus einem umfangreicheren viereckigen Behältniss für die Feuerung, an dem zwar der Boden ebenfalls nur einfach rostartig gestaltet ist, die Seiten aber, zugleich mit Rücksicht auf Verstärkung des Luftzuges, ein flechtwerkartig verbundenes, durchbrochtes Stab- und Rankenwerk bildet; dazu, als Unterstell, eine starke viereckige umrandete Platte mit vier kleinen Speichenrädern nebst einer Deichsel als Handhabe.

m. In Betreff der Reliquienbehälter³ (*Reliquarium*; *Phylactèrium*; *Capsa*; *Capsella*; *Capsarium*; *Theca*; *Tumba*; *Arca*; *Cista*; *Herma*; *Feretrum* u. a. m.), ist zuvörderst mit Bezug auf

¹ Viollet-le-Duc a. a. O. S. 7. Fig. 6—10. Taf. No. 1. — ² Derselbe a. a. O. S. 204. — ³ S. darüber in Schrift und Bild aus der Reihe der bereits (S. 149 not. 2 u. 3) näher bezeichneten Werke bes. W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie III. S. 681, F. Schmidt, Kirchengeräthe, Ernst aus'm Weerth, Denkmale, A. Worsaae, Nordiske Oldsager, F. Bock. Das heilige Köln, Ders. Reliquienschatz der Münsterkirche zu Aachen, E. Heider u. And. Mittelalterl. Kunstdenkmale des österreich. Kaiserstaats, Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonné du mobilier français, F. Kugler. Kleine Schriften, Didron. Annales, Cahier et Martin. Melanges d'archéologie, L'abbé Texier. Dictionnaire d'orfèvrerie, M. de Caumont. Abecedaire etc. u. v. A.

das schon früher darüber Bemerkte (S. 149) wiederholentlich hervorzuheben, dass die dafür in Griechenland zuerst ausgebildeten Formen von Koffern und sargähnlichen Schreinen, die auf das Abendland übergingen, daselbst, bei aller Vermannigfachung un- ausgesetzt die vorherrschenden blieben. Wäre jene allerdings nur schwach begründete Annahme wahr, dass man anfänglich überhaupt nur ganze Körper von Heiligen aufnahm, und dass man diese sowohl, als auch die dann später üblichen mannigfachen Ueberreste, mindestens bis zum neunten Jahrhundert ausschliesslich unter dem Altar verbarg, und erst von da an dem Auge blossstellte, würde sich daraus nicht allein jene sarkophagähnliche Form als die früheste sehr einfach erklären, sondern sich auch erst dieser Zeitpunkt sicher als der des ersten Beginns einer reicheren Durchbildung solcher Behältnisse darstellen. Indessen, wie dem nun gewesen sein mag, liegt wenigstens so viel ausser Frage, dass man von jeher darauf gehalten, allen den als heilig erachteten Ueberresten, auch selbst den geringsten, eine ihrer würdige äussere Ausstattung zu verleihen, und dass man sich trotz aller Gegner, welche die Reliquienverehrung sogar schon in frühesten Zeiten fand, gerade darin von Anfang an mit besonderer Vorliebe bethätigte. Im Abendland selber war dies bereits vor dem erwähnten Zeitpunkt der Fall, und wenn auch vorerst im Allgemeinen in geringerem Umfange, so hatte dies darin seinen Grund, einmal dass sich bis dahin die Uebertragung von Reliquien noch wesentlich auf das Wenige beschränkte, was nur die Weihe der Kirchen bedingte, dann aber auch, dass man sich bei der Beschaffung der dazu nöthigen Behältnisse noch zumeist auf die Aneignung griechischer und italischer Arbeiten oder doch, in eigener Bethätigung, auf deren Nachahmung verwiesen sah (S. 742 ff.). Auch ist gewiss, dass man sich gerade hierbei von den so gewonnenen Formen, als den nun eigentlich typischen, auch selbst dann noch sehr langsam trennte, nachdem man bereits im Kunstbetriebe zu mehrer Selbstständigkeit gelangt war und als auch schon seit geraumer Zeit eine immer stetigere Zunahme von Reliquien statt hatte. Den ersten nachhaltigeren Anstoss nun dazu gaben unfehlbar die Kreuzzüge. Denn gleichwie während der Dauer derselben theils durch die wieder heimkehrenden Pilger, theils auch auf dem Wege des Handels, zahlreich Ueberreste der Art von jeglicher Beschaffenheit im Abendlande Verbreitung fanden, selbst dergestalt, dass allmählig die Laien anfangen dergleichen begierig zu sammeln, mussten sich schliesslich doch auch die Künstler gewissermassen

dazu gedrängt fühlen, den so verschiedenen Gegenständen je angemessene Formen zu geben, mithin neben den älteren mannigfaltig neue zu erfinden. Zuvörderst freilich wohl blieb man im Ganzen, aus dem eben berührten Grunde, noch immer zumeist bei den früheren stehen; und erst wie es scheint etwa seit dem Beginn des zwölften Jahrhunderts lösten sich die bisherigen Versuche zu wirklichem Gelingen auf. Seitdem aber schritt man in der Erfindung von besonderen Gestaltungen, wie auch in der Verzierung derselben in stets wachsendem Grade vor, indem man dafür nun fast jegliche Stoffe (Gold, Silber, Kupfer, Elfenbein, Holz, Stein, Glas, Leder, Zeug u. s. w.) und jegliche Weise der Verzierung, wie solche hauptsächlich die Goldschmiedekunst und die damit verbundenen Kleinkünste in der Behandlung der Edelsteine, von Filigran, Niello, Email, der Schnitzarbeit in Elfenbein, Holz, Stein u. s. f., darboten, in weitestem Sinne beanspruchte.

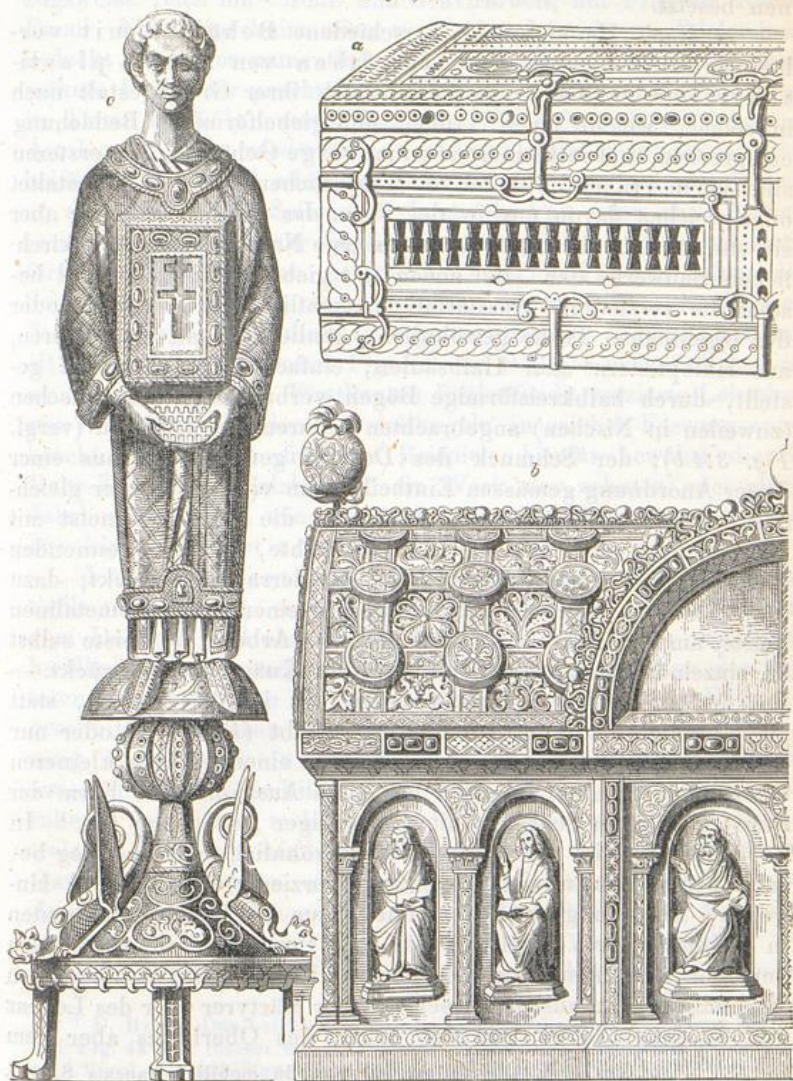
Nächst dem nun, dass man diese Behälter je nach der Grösse der Gegenstände, welche zu bergen sie bestimmt waren, von jeglichem Umfang herstellte, erreichte man in der Durchbildung derselben selbst schon bis zum dreizehnten Jahrhundert eine derartige Verschiedenheit, dass allein die aus dem Verlauf bis zu dieser Zeit noch erhaltenen im Ganzen genommen nicht weniger als zwanzig Hauptformen darstellen. Diese im Einzelnen beschreiben zu wollen, würde an sich nicht nur unthunlich, vielmehr auch völlig zwecklos sein. Doch lassen sie sich bei allem Wechsel, den sie untereinander zeigen, etwa zu nachfolgenden fünf Haupt-Gruppen zusammenfassen:

1. Behälter in Gestalt einfacher Truhen. Diese, mit die frühesten und grössten, bilden länglich viereckige Kisten von sehr verschiedener Länge und Höhe, bald mit, bald ohne Fussgestell, mit einem entweder giebelartigen oder durchaus flachen Deckel, welcher sich meist in Angeln bewegt (*Fig. 314 a*). Sie sind gewöhnlich von Holz oder Kupfer oder von Holz mit Kupfer beschlagen, auch, bei geringerem Umfange, zuweilen ganz aus Elfenbein.¹ Die von Holz und Elfenbein sind gewöhnlich ringsum mit mannigfachem Schnitzwerk verziert, erstere auch wohl noch ausserdem mit Elfenbeinzierrathen ausgelegt und, so mitunter auch die letzteren, theilweis vergoldet und bemalt. Die von Kupfer,² vorzugsweise mit giebelförmigem Deckel versehen, er-

¹ F. Bock. Reliquienschatz der Münsterkirche zu Aachen S. 26 No. 10. Derselbe. Das heilige Köln. St. Andreas Taf. IV. 22. — ² P. Lacroix et F. Seré. Histoire de l'orfèvrerie-joaillerie S. 35. A. Worsaae. Nordiske Old-

scheinen gewöhnlich durchweg emallirt, nicht selten noch insbesondere mit figürlichen Darstellungen in erhoben getriebener

Fig. 314.



sager S. 140 n. 526. S. 141 n. 527; bes. E. Heider u. And. Mittelalterliche Kunstdenkmale des österr. Kaiserstaats II. Taf. XII. L'abbé Texier Dictionnaire d'orfèvrerie S. 1475. Fig. 1.

Arbeit (Christus am Kreuze zwischen Maria, Johannes, Aposteln, Heiligen u. s. w.) in reicher Vergoldung, dazu mitunter noch überdies zahlreich mit echten oder von Glas nachgeahmten Steinen besetzt.

2. Nach Umfang sehr verschiedene Behälter mit vorherrschend baulichen Zierrathen von zumeist plastischer Durchbildung. Sie theilen sich ihrer Grundgestalt nach in solche, welche jenen Truhen mit giebelförmiger Bedachung entsprechen, und in kleinere thurmartige Gehäuse. Die ersteren sind jenen Truhen entweder im Wesentlichen ganz gleich gestaltet oder weichen davon nur in der Form des Deckels ab oder aber sie stellen sich überhaupt mehr als eine Nachbildung eines kirchlichen Bauwerks dar. Bei denen mit giebelförmigem Deckel besteht die verzierende Ausstattung namentlich des Untertheils oder der eigentlichen Truhe gewöhnlich, ähnlich wie an den Altären, aus Halbpfeilern oder Halbsäulen, einfach oder paarweise gestellt, durch halbkreisförmige Bögen verbunden mit dazwischen (zuweilen in Nischen) angebrachten Figuren von Heiligen (vergl. *Fig. 314 b*); der Schmuck des Deckels gemeinlich aus einer dieser Anordnung gemässen Eintheilung in einzelne Felder gleichfalls durch Halbpfeiler oder Säulchen: die Felder zumeist mit Darstellungen aus der heiligen Geschichte, die sie trennenden Zwischenglieder mit wechselnden Kleinzierrathen bedeckt; dazu die Kanten in ganzer Ausdehnung mit einer gänzlich metallnen Leiste, am häufigsten von durchbrochener Arbeit, die Leiste selbst an einzelnen Stellen mit hochstehenden Knäufen geschmückt. — Bei der demnächst zu erwähnenden Art ist der Deckel, statt giebelförmig, entweder rundbogig gewölbt (*Fig. 314 b*) oder nur mässig hoch abgeschrägt und darüber mit einem eigenen kleineren Oberbau ausgestattet, welcher fast ohne Ausnahme die Form der zuerst erwähnten Schreine mit giebelartiger Bedachung hat.¹ In beiden Fällen ist der Untertheil gewöhnlich jenem vorweg beschriebenen Behältnissen gleichartig verziert, der Deckel hingegen, wenn er gewölbt, zumeist nur mit feinen Ornamenten in regelmässiger Vertheilung (*Fig. 314 b*), wenn er mit Oberbau versehen, fast immer auf den schrägen Flächen mit mannigfachen Verbildlichungen aus der Geschichte der Märtyrer oder des Lebens und Leidens Christi, auf den Seiten des Oberbaues aber dem

¹ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonné du mobilier français S. 215. Fig. 1. F. Bock. Das heilige Köln: Pfarrkirche zu Deutz Taf. XXIV. Derselbe. Reliquienschatz zu Aachen S. 43 n. 17; S. 56 n. 21 (besser bei Ernst aus'm Weerth. Denkmale). A. Worsaae. Nordiske Oldsager S. 139, n. 525. Didron. Annales XIII. S. 112.

Untertheile ähnlich geschmückt. Im Uebrigen wurden gerade diese Schreine fast immer von Metall hergestellt, entweder von Metallblech auf Holz oder ausschliesslich von Metallplatten; dazu vorzugsweise reich mit Ciselir- und Gravirarbeit, mit Filigran, Niello, Email, Elfenbeinschnitzereien u. s. w. und kostbaren Edelsteinen bedeckt, wie dies namentlich, als ein Beispiel für die zuletzt erwähnte Form, der prachtvolle „Schrein der heiligen drei Könige“ im Dome zu Köln¹ veranschaulicht. — Die dritte hierhergehörige Art besteht zwar wiederum aus einem Schrein entweder mit giebelartigem Deckel oder mit Deckel nebst Oberbau, ist jedoch an den Ecken und Seiten, in letzterem Fall auch oben herum, ganz in der Weise einer Kirche mit strebepfeiler- und strebebogenförmigen Gliederungen besetzt.² Dabei sind nicht selten die Seitenwände zwischen den einzelnen Strebepfeilern zu kleinen Nischen ausgebildet, diese häufig von Stäbchen begrenzt und mit oft völlig rundgearbeiteten Figuren von Heiligen ausgefüllt, zudem auch wohl längs den Firstkanten fortlaufende verzierte Leisten mit fünf hochstehenden Krystallkugeln in reicher Fassung angebracht. Eines der frühesten Beispiele hierfür bewahrt die St. Veits-Kapelle in Salzburg:³ ein Werk des zehnten oder elften Jahrhunderts, das, wie man nicht ohne Grund annimmt, die alte Domkirche daselbst vorstellt.

Jene thurmartigen Gehäuse endlich sind theils rund, theils mehrflächig, entweder mit halbkugeligem oder kegelförmigem Deckel, bald ohne Fuss, bald, wie die Kelche, mit einem handlichen Fuss versehen. Gewöhnlich (mit Ausschluss des letzteren, der stets von Metall gebildet ist) entweder aus Elfenbein geschnitzt oder ganz aus Metall getrieben, besteht ihre Verzierung meistens in ringsum geordneten Halbsäulen, mit dazwischen vertheilten Bildern, oft dergestalt, dass die Halbsäulen, ruhend auf einem mehr oder minder hohen eckigen Unterbau, welcher meist gleichfalls bebildet ist, den mittleren Theil des Ganzen umschliessen und den Deckel gleichsam stützen, wobei dann dieser zuweilen nach Art einer Ziegelbedachung behandelt erscheint.⁴ Andererseits, so namentlich bei den mit Fuss versehenen Gehäusen, ist das eigentliche Behältniss nicht selten

¹ F. Bock. Das heilige Köln: Aus der Schatzkammer des Doms Taf. XI, XII Fig. 44 a. d. (besser bei Ernst aus'm Weerth. Denkmale) u. sonst oft. — ² Vergl. die Abbildgn. von allerdings späteren Behältern bei Viollet-le-Duc a. a. O. S. 73. — ³ G. Heider. Mittelalterl. Kunstdenkmale in Salzburg in „Jahrbuch der k. k. österreich. Centralcommission“ (1857) II. S. 44 m. Abbildg. — ⁴ Didron. Annales d'archéologiques XVI. S. 276; vergl. F. Bock Das heilige Köln: Aus St. Cunibert. Taf. XV. Fig. 58.

ober- und unterhalb rings von einer zusammenhängenden rundbögigen Säulenstellung durchbrochen, dazwischen durch eine oder durch mehrere verzierte Leisten abgetheilt und mitunter noch mit einem Thürmchen bekrönt, welches, im Ganzen die Ausstattung des unteren Theiles wiederholend, mit einem gewöhnlich kegelförmigen, meist reich geschmückten Deckel abschliesst, auf dem sich zuweilen ein Kreuz erhebt.¹

3. Behälter in Form von Köpfen und anderen Gliedern des menschlichen Körpers. Deren Gestalt, durch den Inhalt bestimmt, deutet denselben entweder nur an oder ergänzt ihn zur Vollständigkeit. Letzteres gilt hauptsächlich von den Köpfen, sofern sie als Umschluss von blossen Schädeln immer als vollständige Brustbilder möglichst naturtreu behandelt sind.² Sie selber sind durchgängig von Metall, durchschnittlich von Silberblech getrieben, dabei gewöhnlich die Haare vergoldet, Schultern nebst Brusttheil insbesondere mit Edelsteinen u. s. w. verziert. Aerme, Hände u. s. f., Alles dies wurde nur vereinzelt in ähnlicher Weise nachgebildet, wobei man die Aerme namentlich häufig mit einer kostbar geschmückten Schiene von der Form eines Ermels umgab und, falls daran noch die Hand befindlich, diese mit Silberblech umschloss.³ —

4. Behälter in Form von ganzen Figuren. Sie stellen vornämlich den Heiligen dar, von dem die Reliquie ist, die sie bergen.⁴ Durchgängig sind sie entweder aus Holz oder aus Elfenbein geschnitzt oder aus Metall getrieben; in dem letzteren Falle vorzüglich mit allen den der Goldschmiedkunst eigenen Schmuckmitteln ausgestattet (*Fig. 314 c*). Ueberdies sind sie entweder fusslos oder auf einen dem Ganzen entsprechend geschmückten Untersatz gestellt und, zum grösseren Theil, zum Oeffnen vermittelst eines Charniers eingerichtet;⁵ zuweilen indessen dienen sie auch nur als Träger von Gefässchen, welche die heiligen Reste enthalten.⁶

5. Gefässe im eigentlichen Sinne. Diese an sich zwar sehr verschieden, lassen sich doch, soweit sie zunächst überhaupt in Betracht kommen, in Gefässe ohne Beiwerk und in Gefässe

¹ Didron. Annales XIV. S. 120. — ² Viollet-le-Duc a. a. O. S. 218, Fig. 3. F. Bock. Reliquienschatz zu Aachen S. 82. Derselbe. Das heilige Köln: Aus St. Cunibert Taf. XIII. Fig. 51; Aus der Schatzkammer d. Doms Taf. X. Fig. 2. — ³ F. Bock. Reliquienschatz zu Aachen S. 35 n. 14. Derselbe. Das heilige Köln: Aus St. Cunibert Taf. XIV. Fig. 53; Aus St. Gereon Taf. II. Fig. 7. S. A. Worsaae. Nordiske Oldsager S. 142 n. 350. — ⁴ F. Bock. Das Schatzverzeichniss des Doms von St. Veit in: „Mittheilungen der k. k. österreich. Centralcommission“ IV. S. 238 (3). — ⁵ Viollet-le-Duc. a. a. O. S. 130 Fig. 3 A. B. — ⁶ Didron. Annales XV. S. 284.

mit mannigfach schmückendem Beiwerk eintheilen. Erstere, sicher die älteren, sind zum Theil noch ganz nach Art altrömischer Balsamarien aus Stein (Onyx, Achat, Bergkrystall), seltener aus Elfenbein, Horn u. dergl. in Gestalt von Fläschchen und Büchsen, zuweilen nur leichthin verziert ausgeschnitten, jene anderen dagegen bestehen gemeinlich zwar aus ähnlichen, obschon häufiger gläsernen Gefässchen, jedoch zumeist dergestalt behandelt, dass dieselben entweder auf einem besonders gegliederten Fusse ruhen¹ oder die Mitte eines Ständers einnehmen, der fussähnlich gebildet ist,² oder aber von einem bald reicher, bald minder reich zusammengesetzten förmlichen Um- oder Ueberbau bald ganz, bald theilweis umgeben sind. Diese letztere Form der Ausstattung, wobei sich die Phantasie der Künstler nach jeglicher Richtung hin erging, begann sich jedoch erst im Verlauf vom dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert zu mehrerem Reichthum zu entfalten.³

— Unter der nicht geringen Anzahl noch vorhandener Gefässreliquiarien stehen in der Reihe blosser Gefässe einige Krystallfläschchen oben an, welche, seit Alters im Besitz der Schlosskirche zu Quedlinburg, vom Ende des zehnten Jahrhunderts datiren⁴ (*Fig. 315*).

Fig. 315.



(6) Endlich wäre zu dem Allen noch die Menge von Reliquiarien in Formen kleiner viereckiger Tafeln,⁵ von Rundscheiben,⁶ Kreuzen⁷ u. s. f., auch diese sämmtlich fast ohne Ausnahme mit Aufwand aller der Goldschmiedekunst zu Gebote

¹ Didron. Annales X. S. 34. — ² Ders. a. a. O. XIII. S. 326. F. Bock. Das heilige Köln: Aus St. Andreas Taf. IV. Fig. 20, 21 u. oft in Gestalt eines Kreuzes, das aus St. Gereon Taf. I. Fig. 1. — ³ Viollet-le-Duc a. a. O. S. 220. Aus dieser Zeit namentlich zahlreiche Beispiele in den oben (S. 804 not. 3) genannten Werken. — ⁴ F. Kugler. Kleine Schriften und Studien I. S. 633 ff. — ⁵ Didron. Annales XVII. S. 337. F. Bock in: Mittheilungen der k. k. österreich. Centralcommission IV. S. 238 n. 5. Viollet-le-Duc a. a. O. S. 228. Fig. 10. — ⁶ Didron a. a. O. XVIII. S. 154. — ⁷ Zahlreiche

stehenden Mitteln geschmückt, als sechste Hauptgruppe hinzuzufügen; doch bleiben auch dann noch selbst Formen übrig, welche sich als ausnahmsfällig zu keinen umfassenden Gruppen ordnen, sondern nur einzeln betrachten lassen, die indessen im Allgemeinen ihre Durchbildung erst nach dem Schluss des dreizehnten Jahrhunderts erhielten. —

Ausser in der Herstellung der bisher erwähnten Geräthe bot sich den Künstlern nun aber auch noch mannigfach andere Gelegenheit dar, sich erfinderisch zu bethätigen, und zwar zunächst wiederum den Goldschmieden in Verbindung mit den Steinschneidern, Elfenbeinschnitzern u. s. w. in der Ausstattung von Büchereinbänden,¹ von Altarkreuzen und Tragekreuzen theils mit theils ohne Bild des Erlösers,² in der Umrahmung von Heiligenbildern, Holzschnitzwerken u. s. f.; sodann den Bildnern und Erzgiessern in der Beschaffung von Glocken,³ Thürflügeln⁴ und Besonderheiten,⁵ ferner den Schlossern und Eisenarbei-

Beispiele unt. and. bei A. Worsaae. Nordiske Oldsager S. 130 ff. n. 510 ff. F. Bock. Reliquienschatz zu Aachen S. 36 n. 15. S. 37. n. 16. Didron a. a. O. S. 326.

¹ Von derartigen Einbänden ist bei älteren Schriftstellern häufig die Rede. So erwähnt z. B. Adam v. Bremen III. 44 Messbücher mit goldenem Einband von neun Pfund Gewicht, und Thietmar v. Merseburg VI. 61 dergleichen „mit Gold und Edelsteinen geschmückt“; vergl. im Uebrigen: H. Otte. Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie S. 183. K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste IV. 1. Abthlg. S. 343. F. Kugler. Kleine Schriften II. S. 344. Derselbe. Handbuch der Kunstgeschichte (4) I. S. 361; S. 44. Abbildgn. bei P. Lacroix et F. Seré. Histoire de l'orfèvrerie-joaillerie S. 25. A. Worsaae. Nordiske Oldsager S. 137 n. 522. Ch. Louandre et Hangard-Maugé. Les arts somptuaires I. J. Becker u. J. v. Hefner-Alteneck. Geräthschaften; u. a. m. — ² Nächst den Abbildgn. bei F. Bock. Das heilige Köln; Derselbe. Reliquienschatz zu Aachen; Ernst aus'm Weerth. Denkmale u. s. w. u. s. w., bes. Didron. Annales III. S. 558; hier zugleich eine Abhandlg. über das Crucifix. Dasselbst V. S. 318. XVI. S. 308. XIV. S. 284; dazu W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie III. S. 557 ff. H. Otte. Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie S. 47. F. Kugler. Kleine Schriften I. S. 409 und vorzugsweise L. Decamps des Bas. Beitrag zur mittelalterlichen Goldschmiedekunst, enthaltend die Beschreibung eines prachtvollen aus der Abtei St. Bertin herrührenden Kreuzes. 1859. m. 4 Tafeln. —

³ H. Otte. Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie S. 44 ff. und desselben Glockenkunde. Leipzig 1859. — ⁴ Vergl. das Verzeichniss von noch vorhandenen bronzenen Thürflügeln bei F. Adlung. Die Korssunschen Thüren in der Kathedralkirche zu Nowgorod. Berlin 1823; dazu F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte (4) I. S. 396. S. 474. Desselben Kleine Schriften und Studien I. S. 149. K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste IV. 1. Abthlg. S. 345 u. IV. 2. Abthlg. S. 505. H. Otte a. a. O. S. 180. — ⁵ Dahin gehört unt. and. die mit spiralförmig angeordneten Reliefs ausgestattete eiserne Säule zu Hildesheim, welche dem Bischof Bernward zugeschrieben wird: Kraatz. Dom zu Hildesheim II. S. 61 Taf. 7. F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte (4) I. S. 397. K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste IV. 2. Abthlg. S. 507. Ein Originalgipsabguss im k. Museum zu Berlin.

tern in der Anfertigung von Beschlägen, Gitterwerken¹ u. dergl., noch ferner endlich den Holzbildhauern in der Ausführung von Schnitzaltären, Wandbekleidungen² und Kirchenthüren,³ und schliesslich den Stickers und Schönwebern in der Leistung der zum Schmuck der Wände, Fussböden, Stühle, Bänke erforderlichen Decken und Polster,⁴ von Kirchenfahnen u. A., der Steinbildner, Stuckaturarbeiter⁵ und ihrer Aufgaben zu geschweigen.

B. Fragt man nun wie es sich demgegenüber mit der Beschaffenheit des Geräths für den häuslichen Bedarf verhielt, vermögen nun darüber mindestens für den in Rede stehenden Zeitraum fast ausschliesslich Abbildungen in Bilderhandschriften, Skulptur u. s. w. und nur wenige an sich sehr zerstreute schriftliche Bemerkungen Auskunft zu geben. Aus dem Allen erhellt zunächst, im Einklang mit dem schon vorweg Erwähnten (S. 752), dass man sich gerade bei dessen Herstellung von den dafür einmal althergebrachten roheren Formen nur sehr langsam trennte, ja dass man diese im Grunde genommen noch bis um die Mitte des zwölften Jahrhunderts fast unverändert beibehielt, sie auch selbst dann noch erst sehr allmählig und zwar zuvörderst auch überhaupt nur bei Gegenständen für die herrschenden Stände, zum Theil in Anschluss an die bereits beim Kirchengeräth gewonnenen Formen, kunstgemässer umwandelte. Dies betrifft nicht sowohl die Möbel, das Zimmergeräth im engeren Sinn, als auch die Gefässe insbesondere, über welche allerdings näher bestimmende Zeugnisse gerade am spärlichsten vorliegen.

1. Hinsichtlich der Gefässe zunächst ergiebt sich im Ganzen eben nur so viel, dass man unausgesetzt neben thönernen am

¹ Vergl. K. Schnaase a. a. O. V. S. 805; dazu J. v. Hefner-Alteneck. Eisenwerke oder Ornamentik der Schmiedekunst. Frankf. a. M. 1862. — ² Beispielsweise aus späterer Zeit s. L. Bechstein, E. v. Bibra u. And. Kunstdenkmäler in Deutschland. 1. Abthlg. 6. Liefg. Taf. VIII. — ³ Als seltenes Beispiel ist zu nennen die Thüre an St. Maria im Kapitol zu Köln: S. Boisseree. Denkmale der Baukunst Taf. 9. K. Schnaase. Geschichte der bild. Künste IV. 2. Abth. S. 513. — ⁴ Im Testamente Bruno's von Cöln wurde besonders hervorgehoben eine grosse Menge von „Teppichen, Polsterdecken, Vorhängen, Tischdecken“ u. s. w. in Routgers. Leben Bruno's von Cöln c. 49. Ueber den Gebrauch der Decken und Kissen: Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. du mobilier S. 48. W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie III. S. 555. H. Otte. Handbuch der kirchl. Kunstarchäologie S. 35; S. 49; dazu F. Bock. Geschichte der liturgischen Gewänder des Mittelalters a. a. O. F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte (4) I. S. 486. K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste IV. 1. Abthlg. S. 341; vergl. die Abbildg. eines Theils der alten Teppiche zu Quedlinburg bei: L. Bechstein, E. v. Bibra u. And. Denkmäler der Kunst in Deutschland. 1. Abthlg. 5. Liefg. Taf. XIII u. XIV. — ⁵ Ueber Stein- und Stuckarbeiten s. F. Kugler. Handbuch der Kunstgeschichte (4) I. S. 396 ff.; bes. S. 546 ff. K. Schnaase. Geschichte der bildenden Kunst IV. 2. Abthlg. S. 512 ff. V. S. 727 ff.; bes. S. 746 ff. —

Feuer erhärteten Geschirren zu geringeren Zwecken bestimmt, Gefässen von Holz und, zu höherem Bedarf, namentlich metallenen Geschirren vor allen anderen den Vorzug gab, und dass noch immer Gefässe von Glas, gleichwie von Stein oder Elfenbein, obschon allseitig höchlichst begehrt, zu den seltneren Ausnahmen zählten. Auf eine Steigerung des Gebrauchs von metallenen Gefässen hauptsächlich weist der besondere Umstand hin, dass die Herstellung von solchen seit der Mitte des zehnten Jahrhunderts sogar schon in einzelnen Gegenden, wie vornämlich in den Niederlanden, derartig im Grossen betrieben ward, dass man sie von dort aus regelmässig als Handelswaare versendete.¹ Von welcher Art diese Geschirre waren, darunter sich zwischen 980 bis 1104 die von Viset in Hasbain und die von Hui in der Landschaft Condrez, beides im Lüttigschen, auszeichneten, wird nicht näher angegeben, doch dürfte wohl kaum zu bezweifeln sein, dass es vorwiegend Gebrauchsgefässe von Kupfer und von Eisen waren, wozu man das rohe Material zum Theil aus ziemlich weiter Ferne, das Kupfer aus Ungarn, Böhmen und Schweden, das Eisen aus Schweden und Spanien, Zinn zumeist aus England bezog.² — Selbstverständlich fehlte es in dem Haushalt der herrschenden Stände auch fernerhin niemals an Prunkgeräthen von mehr oder minderer Kostbarkeit, wie denn erzählt wird,³ dass Herzog *Otto* im Lager Kaiser *Heinrichs IV.* nach der für ihn unglücklichen Schlacht an der Elster (um 1080) nächst prächtigen Zelten und vielen Schreinen der Geistlichkeit, gefüllt mit heiligen Gewändern, Kirchengefässen u. dergl. sammt grossen Summen Stücken Goldes, gemünzten Geldes u. s. f., auch eine Menge von goldenen und silbernen Geräthschaften zu täglichem Gebrauche vorfand. Alles dies aber gehörte zum Theil den Bischöfen von Köln und von Trier, zum Theil dem Herzog *Friedrich von Staufen* und den „übrigen sehr reichen Herren,“ welche dem Kaiser angingen.

Indem sich nun sicher voraussetzen lässt, dass man sich bei Verfertigung von Gefässen aus edelem Metall oder aus sonst kostbaren Stoffen auch stets deren Form angelegen sein liess, deuten die bildlichen Darstellungen immerhin nur auf eine sehr mässige künstlerische Behandlung hin. Sie sämmtlich fast zeigen einfache, selten durch Gliederungen belebte, ja zum grösseren Theile sogar vorwiegend plumpe Gestaltungen. Und dies gilt nicht etwa nur

¹ D. Hüllmann. Städtewesen des Mittelalters I. S. 267 ff. — ² Derselbe a. a. O. S. 262 ff. — ³ Bruno. Sachsenkrieg c. 122.

für die Darstellungen aus dem neunten und zehnten Jahrhundert,¹ wobei man es allerdings noch mit auf Rechnung herrschenden Ungeschicks setzen könnte, sondern auch durchschnittlich noch von denen aus dem elften und zwölften Jahrhundert, so dass es im Ganzen den Anschein gewinnt, als habe man namentlich bei der Herstellung der Gefässe überhaupt vorerst noch kaum etwas Höheres, als nur deren Zweck im Auge gehabt.

a. Was die Gefässe im Einzelnen betrifft, erfuhren darunter nach wie vor die Trinkgeschirre und das Speisegeräth bei weitem die meiste Berücksichtigung, doch ohne dass zu dem Bisherigen eigentlich Neues erfunden ward. — Die Trinkgeschirre zunächst bestanden noch immer hauptsächlich aus den schon seit Alters unterschiedenen Kelchen und Bechern,² höchstens vielleicht mit der Abweichung, dass man sie fortan häufiger aus edlem Metall verfertigte. In den bildlichen Darstellungen, vornämlich aus dem zwölften Jahrhundert,³ erscheinen die Kelche fast ohne Ausnahme halbkugelförmig mit kurzem Fuss, entweder gelb (Gold) oder silberfarben, die Becher dagegen einestheils von der noch heut üblichen Becherform, und dann zumeist ebenso gefärbt, andertheils aber von der Gestalt kleiner mit Dauben verbundenen (Holz-)Fässchen (*Fig. 316 e*). Im Uebrigen wird ausdrücklich bemerkt,⁴ dass schon im zehnten und elften Jahrhundert vorzüglich die sächsischen Goldschmiede silberne Becher mit Unterschalen so ausnehmend zierlich verfertigten, dass man diese selbst nach Italien versandte und dort als Kunstwerke hochschätzte. Nächst dem bediente man sich auch noch ferner unausgesetzt der alten Trink-Hörner entweder aus wirklichen Stierhörnern oder aus Elfenbein geschnitzt, mit metallenen Beschlügen verziert, gemeinlich nur wenig verschieden von den Hift- oder Blasehörnern⁵ (*Fig. 79 a-c*), und, wenngleich in nur seltenen Fällen, auch mancher absonderlicher Gefässchen, wie deren Herstellung denn mitunter einzelne aus dem Morgenlande herübergeführte Naturerzeugnisse, als Strausseneier, Kokosnüsse u. dergl. veranlassten.

¹ S. Zusammenstellungen einzelner solcher Abbildungen bei P. Lacroix et F. Seré. Histoire de l'orfèvrerie-joaillerie S. 108. Ch. Louandre et Hanguard-Mangé. Les arts somptuaires I. X. Willemin. Monuments français inédit a. m. O. — ² Bereits in dem „Breviar. Caroli Magn.“ werden die Trinkgeschirre als „poculares“ (Kelche) und „baccinum“ (Becher) unterschieden: Brunns. Beiträge zu den deutschen Rechten des Mittelalters (Helmstädt) S. 71, 72, 74, 76. — ³ M. Engelhardt. Herrad von Landsperg etc. S. 96. Atl. Taf. IV; dazu die folg. *Fig. 316*. — ⁴ Chronic. Casin. in Muratori antiquit. ital. IV. S. 367; S. 486. — ⁵ Vergl. die bereits oben (S. 161 not. 5) angeführte Abhandlung u. s. w.; dazu F. von der Hagen. Handschriftengemälde u. s. w. des 12. bis 14. Jahrhunderts. Abhandlung. 1850. S. 152.

Von dieser Art ist das noch vorhandene „Trinkgeschirr des heiligen Ullrich“ (von 923 bis 973)¹: ein zum Becher gestalteter Kürbis, inwändig mit Silber beschlagen, am Boden mit einer vergoldeten Platte mit dem Bildniss dieses Heiligen.

b. Zu den Speisegeräthschaften zählten fortdauernd, ganz wie ehemals, fasst ausschliesslich verschieden grosse vertiefte

Fig. 316.



Schüsseln von Metall, theils mit theils ohne Fussgestell, zuweilen ausserhalb leicht verziert (Fig. 316 d; vergl. Fig. 320). Besondere Teller waren nicht üblich, und da selbst noch bis ins zwölfte Jahrhundert der Gebrauch von eigenen Gabeln nach der Ansicht der Geistlichen als sündhafte Ueppigkeit galt,² bediente man sich derselben noch selten, sondern langte, gleich den Asiaten, mit den Händen in die Schüssel, während man nur zu den flüssigen Speisen kleine Löffel anwendete. Die Gabeln, die somit lediglich den Zweck von Vorlegegabeln erfüllten, waren gross und zwei-

zinkig; die Messer, gleichfalls nur Vorschneidmesser, ähnlich den noch gebräuchlichen mit breiter Klinge und handlichem Griff (Fig. 316 b c; vergl. Fig. 320). Was noch sonst an Tafelgeschirren in bildlichen Darstellungen vorkommt, beschränkt sich auf wenige Kleingeräthe, auf Gewürzschälchen, Salzfasschen, Waschbecken, Durchseier u. A. m.

c. Nicht anders, wie mit den genannten Geschirren, verhielt es sich mit den Giessgefässen, wozu man wiederum nur, wie bisher, die mancherlei metallenen Kannen, bald mit, bald ohne Henkel und Dülle, theils glatt, theils mässig verziert, anwandte (Fig. 316 f). Und ebenso auch benutzte man für grössere Massen von Flüssigkeit noch immer die auch dafür schon früher üblichen Schläuche³ und grossen Fässer (Barridos) mit eisernen Reifen, welche derartig verstärkten Fässer zuerst auf den Gütern Karls des Grossen durch ihn selbst eingeführt worden sein sollen.⁴ —

¹ E. v. Sacken in: „Jahrbuch der k. k. österreich. Centralcommission“ (1857) II. S. 100 ff. — ² K. Schnaase. Geschichte der bildenden Künste IV. 2. Abthlg. S. 29 not. — ³ Leben Kaiser Heinrichs IV. S. 16. — ⁴ Vergl. Capitulare de villis cap. 68 bei Brunn. Beiträge zu den deutschen Rechten des Mittelalters. Pertz. Monumenta German. histor. III. Hannover 1828. Büttner oder Fassbinder finden sich um 1146 erwähnt in Monument. Boica IX. S. 503.

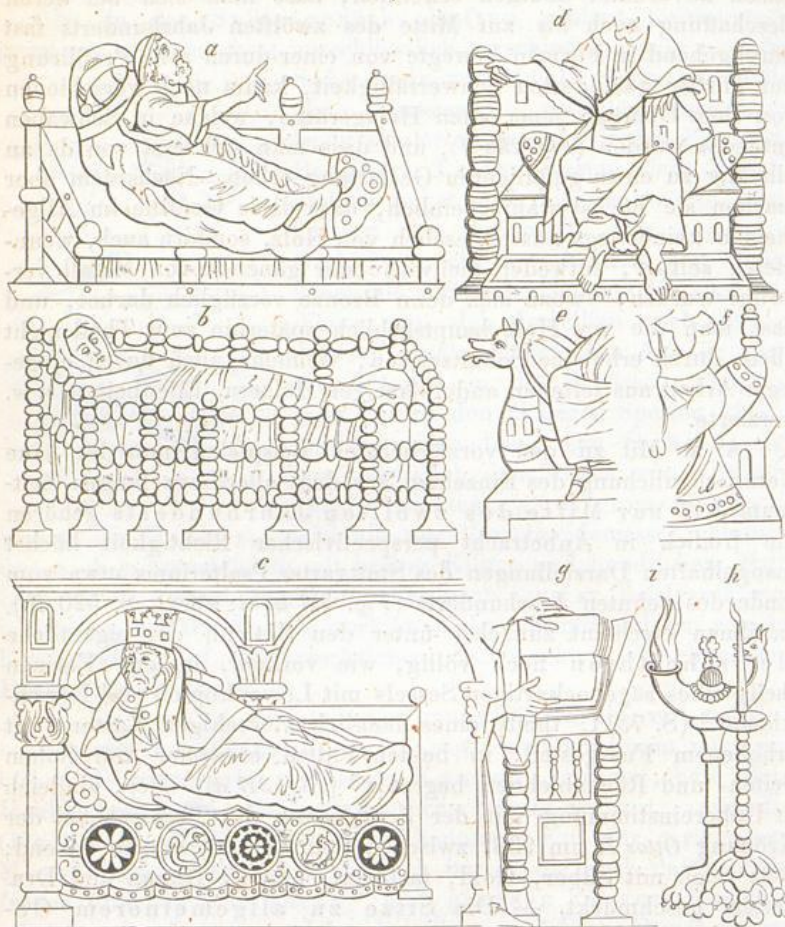
2. Zu näherer Beurtheilung der Möbel, des Zimmergeräths im engeren Sinne, bieten die bildlichen Darstellungen im Wesentlichen schon genauere und mannigfaltigere Beispiele dar. Sie lassen zuvörderst deutlich erkennen, dass man sich bei deren Beschaffung noch bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts fast durchgehend in Formen bewegte von einer durch rohe Profilierung nur dürftig gemilderten Schwerfälligkeit, kaum noch verschieden von dem Gepräge jener alten Holzgeräthe, welche in Schwaben entdeckt wurden (*Fig. 295 ff*), und dass man sich erst von da an allmählig zu einer gefälligeren Gestaltung erhob. Nächst dem aber machen sie höchst wahrscheinlich, dass diese Geräte im Allgemeinen keineswegs ausschliesslich von Holz, sondern auch, wenn gleich seltner, entweder theilweis oder gänzlich von Metall gefertigt wurden,¹ wozu sich denn Bronze vorzüglich darbot, und dass man die von Holz hauptsächlich späterhin zum Theil nicht allein durch erhobene Schnitzereien, vielmehr auch durch eingelegte Arbeit aus seltenen andersfarbigen Hölzern, Elfenbein u. s. w. verzierte.

A. a. Mit zu den vorzüglichsten Beispielen nun für eine Veranschaulichung des Einzelnen aus dem allerdings langen Zeitraum bis zur Mitte des zwölften Jahrhunderts gehören die freilich in Anbetracht perspectivischer Richtigkeit höchst mangelhaften Darstellungen des Stuttgarter Psalteriums etwa vom Ende des zehnten Jahrhunderts (*Fig. 317 a—i*; vergl. S. 520 ff.). In ihnen erscheint zunächst unter den Sitzen der eigentliche Herrscherthron noch völlig, wie vordem, in den Formen theils eines sägebockartigen Sessels mit Löwenköpfen und Löwenklauen² (S. 731); theils eines länglich viereckigen Kastens mit erhobenem Fussgestell: in beiden Fällen entweder von hohen Seiten- und Rückenlehnen begrenzt³ (*Fig. 317 d*), oder, zugleich in Uebereinstimmung mit der Schilderung des Throns⁴ bei der Krönung *Ottos I.* um 936, zwischen (marmornen) Säulen ruhend; stets reich mit Silber, Gold, farbigen Steinen, Kissen und Draperien geschmückt. — Die Sitze zu allgemeinerem Gebrauch⁵ bewegen sich zum grösseren Theil in der erwähnten

¹ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. du mobilier français S. 171 u. m. O. — ² J. v. Hefner-Alteneck. Trachten des christlichen Mittelalters I. Taf. 75 D; vergl. Viollet-le-Duc a. a. O. S. 109. Fig. 1. — ³ J. v. Hefner-Alteneck a. a. O. Taf. 75 A. — ⁴ Widukind. Sächsische Geschichten II. c. 1. — ⁵ J. v. Hefner-Alteneck a. a. O. I. Taf. 50. Taf. 74 I; mehreres bei Ch. Louandre et Hangard-Maugé. Les arts somptuaires I. a. v. O. Viollet-le-Duc a. a. O. S. 42 ff.

Gestalt eines Kastens, entweder mit oder ohne Lehne (Fig. 317 f) und, obschon in nur selteneren Fällen, in launenhaften Bildungen

Fig. 317.



von monströsen Thierfiguren (Fig. 317 e). Auch sie wurden in reicheren Häusern stets mit Teppichen und Polstern bedeckt,¹ überdies, zu bequemerem Besteigen, je mit einer Fussbank² versehen. — Nächstdem zeigen die Abbildungen nicht nur im Gebrauch der niederen Volksklassen, sondern auch selbst der höch-

¹ Thietmar von Merseburg V. 3. — ² Viollet-le-Duc a. a. O. S. 203 m. Abbildgn.

sten Stände, verschiedene, mitunter dreibeinige Schemel¹ und, gleichwie schon in frühster Zeit üblich, theils kleinere Holzbänke zum Versetzen (S. 802), theils grössere unverrückbare Bänke längs den Wänden aufgestellt, theils auch, zu demselben Zweck, die länglich viereckigen Truhen und Laden, welche im Wohnzimmer Platz fanden.

b. Die Tische und zwar die Speisetafeln finden sich meist sehr gross dargestellt, bestehend entweder aus einer halbrunden oder länglich viereckigen Platte, ruhend theils auf unmittelbar damit verbundenen schweren Füßen, theils auf mehreren dicht nebeneinander geordneten sägebockförmigen Ständern.² Die Platte ist gemeinlich von einem erhöhten Rande umgeben und mit einer von dem Rande herabhängenden Draperie ausgestattet, welche die Stützen fast gänzlich verdeckt. Von *Otto III.* wird erzählt, dass er nach römisch-griechischer Sitte an einer halbkreisförmigen Tafel auf einer Erhöhung allein speiste, was indess als eine Entfremdung von dem volksthümlich deutschen Brauch mannigfachen Tadel erfuhr.³ — Die Schreibetische⁴ bilden durchschnittlich eine von nur einem Fuss unterstützte schräge Tafel mit befestigtem Dintenfass (dies in Gestalt eines kurzen Horns); der Fuss zuweilen derb profilirt, die Tafel zum Stellen eingerichtet. Die Lesepulte entsprechen im Ganzen einestheils den schon beschriebenen (S. 796; *Fig. 317 g*), anderntheils den im Orient seit Alters gebräuchlichen Schreibtischchen (*Fig. 143 b*):

c. Die Betten bestehen ziemlich gleichmässig aus einem oblongen Gestell von Stabwerk mit vier oder mehreren Füßen. Doch wechselt innerhalb dieser Gestaltung nicht sowohl die Anzahl der Stäbe und die Art ihrer Zusammenfügung, als auch deren Verzierungsweise auf das Mannigfaltigste ab (*Fig. 317 a b c*; vergl. *Fig. 318*). Daneben erscheint bei einigen der Kopftheil weit höher als das Fussende, bei anderen nur diese beiden Seiten, und wieder bei anderen noch ausserdem eine der beiden Langseiten von einer Art Lehne eingefasst (*Fig. 317 c*). Auch lassen einzelne Darstellungen ziemlich sicher voraussetzen, dass man gerade diese Gestelle häufiger von Metall fertigte.⁵ Ihre weitere Ausstattung bildeten wohl zunächst eine Matratze oder mehrere derartige Pfühle, sodann ein gewöhnlich walzenförmiges oder eirun-

¹ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. du mobilier S. 107. — ² Derselbe a. a. O. S. 253 m. Abbildgn. — ³ Thietmar v. Merseburg IV. 29. — ⁴ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. du mobilier française S. 238 ff. — ⁵ Derselbe a. a. O. S. 172.

des Kopfkissen und eine starke Ueberdecke; die Decke nebst Kissen meist farbig gemustert. Dazu kam, bei noch grösserem Aufwande, namentlich dann zu jenen Gestellen, welche vorn ohne Lehne waren, zuunterst (als Gesamtunterlage) ein tief

Fig. 318.



herabhängender reicher Teppich, und eine Umgebung des ganzen Lagers mit reichstoffiger Draperie (Fig. 317 c). Ja wie man vor allem bei diesem Geräth schon frühzeitig darauf Bedacht nahm, Bequemlichkeit und Schmuck zu vereinen, dies deutet allein schon der Umstand an, dass der Verfasser der Lebensbeschreibung des Bischofs *Adalberts von Prag*, um 999 geschrieben, selbst nicht einmal Anstand nahm, diesem Bischof, ungeachtet seiner hochgerühmten Entsagung, mindestens ein Kopfkissen von Seide, sogar von Purpur gebrauchen zu lassen,¹ und dass sich derselbe Verfasser noch ferner, bei der Erzählung des Traums seines Heiligen, in der Schilderung zweier Prachtbetten, die eben diesem erschienen seien, mit ganz besonderer Vorliebe ergeht. Denn beide Betten — so wird berichtet² — „waren, wie es sich geziemte, äusserst ehrenvoll ausgestattet, aber sein Bett, den Prachtaufwand des anderen bei weitem überstrahlend, überall mit glänzendem Purpur und mit seidenen Zierrathen bedeckt, auch zu Häupten von einem golddurchwirkten Vorhang herrlich umzogen und oberhalb am Kopfe mit goldenen Buchstaben angeschrieben: Siehe die Tochter, die dir Braut ist, sie verleihet das Geschenk.“

d. Was sich von Truhen oder Koffern und kleineren Kästen³ verbildlicht findet, zeigt im Ganzen dasselbe Gepräge,

¹ Bischof Adalberts Leben c. 11. — ² Dasselbst c. 24. — ³ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. du mobilier franç. S. 23 ff.; S. 76 ff. m. Abbild.

wie die kirchlichen Geräthe der Art (S. 802). Die kleineren Kästchen, zumeist Schmuckbehälter, stellen sich vorzüglich als Holz- und als Elfenbeinarbeiten dar, mehr oder minder reich verziert, wie es scheint, durch erhobenes Schnitzwerk. Als ein erhaltenes Beispiel dafür, vielleicht gar noch aus dem elften Jahrhundert, ist ein Kasten bemerkenswerth, welchen die Kirche St. Peltrudis in Cividale aufbewahrt.¹ Derselbe ist länglich viereckig,² höchst wahrscheinlich von Cedernholz, an allen Seiten mit viereckigen ausgeschnitzten Elfenbeinplättchen und die Plättchen umfassenden Leisten von Elfenbeinschnitzwerk völlig bedeckt.

e. Zur Beleuchtung bediente man sich hauptsächlich der Oellampen, seltner der Talg- und Wachskerzen, deren Anwendung noch zumeist auf die Kirchen eingeschränkt blieb.³ Und wengleich schon im zehnten Jahrhundert auch Lichterständer oder „Leuchter zum täglichen Gebrauch“ erwähnt werden,⁴ dürfte auch dies sich immerhin höchstens nur auf den Haushalt der Vornehmen und der Geistlichkeit beziehen, falls nicht auch darunter überhaupt Ständer zu Lampen zu verstehen sind (vergl. S. 740). Im Uebrigen geben die Abbildungen kaum einen weiteren Unterschied zwischen den alltäglichen und kirchlichen Lampen zu erkennen, als dass man jenen noch häufiger wie diesen, ja fast durchgängig die Gestalt von birnen- oder trichterförmigen Hängelampen zu geben pflegte (*Fig. 322*; vergl. *Fig. 317 h i*; S. 786).

f. Die Heizung endlich geschah entweder mittelst ähnlicher „Feuersorgen,“ wie deren in Kirchen Anwendung fanden (S. 804) oder, bei grösseren Wohnräumlichkeiten, in ausgemauerten Wand-Kaminen auf sogenannten Feuerböcken,⁵ welche Böcke, zur Aufnahme der zumeist starken Holzkloben bestimmt, selbstverständlich stets von Metall waren. Diese Böcke, zuweilen verziert, bestanden immer aus zwei einander völlig gleichartigen Gestellen; jedes hiervon wiederum aus einer senkrechtstehenden Vorstange mit einem unterwärts daran rechtwinklig angebrachten Stab, als dem eigentlichen „Bock“ oder Träger. Beide Gestelle, die also beliebig weit von einander gerückt werden konnten, waren gewöhnlich an den Vorstangen mit Ringen oder Häckchen versehen, um hieran die noch sonst zur Heizung erforderlichen Geräth-

¹ Das Nähere darüber in: Mittheilungen der k. k. österr. Centralcommission IV. S. 325. Taf. X B. — ² Seine Grösse beträgt 15'' 5''' Länge bei 4'' 2''' Höhe; an einer Seite 6'' 10''', an der anderen 7'' Breite. — ³ D. Hüllmann. Städtewesen des Mittelalters IV. S. 135. — ⁴ Routger's Leben des Bischofs Bruno von Cöln. c. 49. — ⁵ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonné du mobilier française S. 135. m. Abbild.

schaften, die Feuergabeln, Kohlenzangen u. dergl. hängen zu können.

g. h. Spiegel und Uhren zählten auch jetzt noch, ja noch bis tief ins dreizehnte Jahrhundert zu den seltenen Gegenständen selbst bei den vornehmen und herrschenden Ständen. Von beiden gilt auch für das Abendland, was darüber in Bezug auf den Orient mitgeteilt ward (S. 289; S. 292); jedoch verdient hier wohl bemerkt zu werden, dass sich zu Ende des zehnten Jahrhunderts der Lehrer Ottos III., *Gerbert*, nachheriger Papst *Silvester II.* neben seinen astronomischen Studien mit Herstellung einer künstlichen Sonnenuhr beschäftigte.¹ —

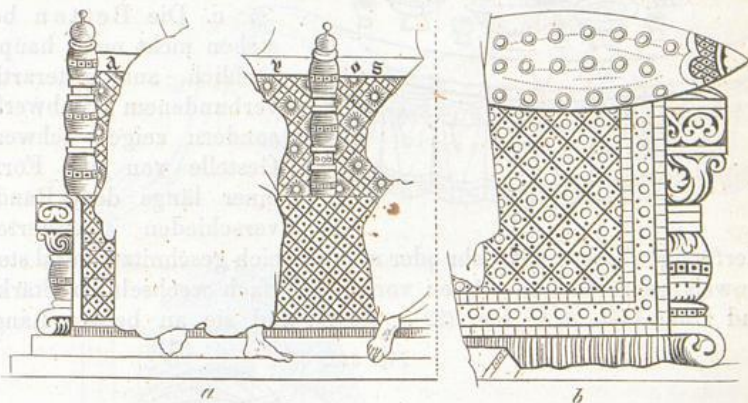
C. Dies Alles erfuhr dann nach Maassgabe der ferneren bildlichen Darstellungen bis zu Anfang des dreizehnten Jahrhunderts kaum eine weitere Vermannigfachung, als dass eben, wie schon gesagt, etwa seit der Mitte des zwölften Jahrhunderts jene allmälige Umwandlung zu reicherer Gestaltung begann (S. 813). Sie, die indessen auch erst in Abbildungen aus der Spätzeit ersichtlicher zu Tage tritt,² zeigt sich nun in Anbetracht des Einzelnen im Grunde genommen in folgendem.

a. Neben den früheren Thronstühlen erscheint als ein solcher zuweilen ein Sitz, welcher den heutigen Armsesseln gleicht, nur dass er bei weitem länger ist und seine Lehnen und Füße gewöhnlich durchaus geradlinig gebildet sind, seltner, dass die Seitenlehnen etwas nach innen einbiegen,³ die Rückenlehne, zumeist sehr hoch,⁴ oberhalb wenig nach aussen biegt.⁵ Das Gestell, von Holz oder Metall, ist durchgängig sehr reich verziert: im ersteren Falle oft buntfarbig, mit Elfenbein ausgelegt u. s. w., im anderen Falle gemeinlich noch ausserdem mit Löwenköpfen und Greifenklauen in erhobener Arbeit und farbigen Steinen ausgestattet; Rücken und Sitz stets mit buntgestickten Teppichen und Kissen belegt. Mitunter darüber ein Baldachin von vier schlanken Säulen gestützt.⁶ — Auch unter den anderweitigen Sitzen, zum alltäglichen Gebrauch, kommen nunmehr dem-

¹ Thietmar von Merseburg VI. 61. — ² Vergl. bes. M. Engelhard, Herrad von Landsperg, Abtissin von Hohenburg und ihr Werk *Hortus deliciarum* m. Atlas. F. Kugler. Kleine Schriften und Studien zur Kunstgeschichte I. S. 36; S. 46 ff.; dazu die Werke von Comte Bastard, Ch. Louandre et Hangard-Maugé, *Les arts somptuaires*. X. Willem in. *Monuments français inédits*. J. v. Hefner-Alteneck u. A. m. — ³ M. Engelhard, Herrad Atl. Taf. IV. (unt.) — ⁴ Der bereits näher erwähnte Thronstuhl des Dagobert erhielt im 12. Jahrhdt. eine höhere Rückenlehne (S. 731, Fig. 291). — ⁵ Ch. Louandre et Hangard-Maugé. *Les arts somptuaires* I. France XII. siècle (fin). — ⁶ Viollet-le-Duc. *Dictionnaire raisonné du mobilier français*. S. 285. Fig. 3.

ähnliche, jedoch weit kleinere Lehnstühle¹ vor, die denn auch noch entschiedener den gegenwärtigen Armstühlen entsprechen. Bei ihnen zuweilen vertritt die Rücklehne eine zwischen den Rückenpfosten ausgespannte, verzierte Decke.² — Die auch sonst noch üblichen Sessel und Bänke, bald mit bald ohne Rückenlehne, sind theils, noch ganz ähnlich den früheren, ringsum kastenartig geschlossen, häufiger nun aber vierbeinige Gestelle mit

Fig. 319.



Rückenlehnen, an allen Theilen mit mancherlei derber Schnitzarbeit, nicht selten auch noch durch Malerei, Elfenbeinplättchen u. dergl. geschmückt (Fig. 319 a b). Die Rückenstücke zwischen den Pfosten bilden entweder Teppiche oder, wie es scheint, eine Art von feingearbeitetem Stabflechtwerk. Die übrige Ausstattung auch dieser Sitze besteht noch immer, wie ehemals, aus Decken, Kissen und Fussbänkchen.

b. Die Speisetische³ bewegen sich zum Theil in den bisherigen Formen, zum Theil aber kommen sie fortan mit runder oder ovaler Platte vor (Fig. 320). In allen Fällen sind sie entweder, so namentlich die runden Tische, wie eben schon früher im Allgemeinen, nur rings um den Rand herum verhängt (Fig. 320) oder mit einem diesen Zweck zugleich mit erfüllenden Tischtuch bedeckt,⁴ dies dann zuweilen noch besonders oberhalb mit einer Matte belegt.⁵ Die Füße, nirgend deutlich sichtbar, wird man

¹ Vergl. Thietmar von Merseburg VI. 45. — ² Viollet-le-Duc a. a. O. S. 44 Fig. 4. — ³ Derselbe a. a. O. S. 253 ff. — ⁴ M. Engelhard. Herrad. Atlas Taf. IV. (oben); Viollet-le-Duc a. a. O. S. 256 Fig. 3. — ⁵ Derselben a. a. O.

sich höchst wahrscheinlich den Füßen an Bänken u. s. w. ähnlich, durch Schnitzwerk verziert zu denken haben. — Die Schreibtische sind gemeinlich von den früheren nur darin verschieden,

Fig. 320.



dass sie fast ohne Ausnahme von nur einem Ständer getragen werden, welcher, gewöhnlich bauchig gedreht, auf drei kleinen Füßen ruht.¹

c. Die Betten bestehen nicht mehr hauptsächlich aus gitterartig verbundenem Stabwerk, sondern zeigen schwere Gestelle von der Form einer längs dem Rande verschieden verzierten vierfüßigen Bahre mit mehr oder minder reich geschnitzten und stellenweis gedrechselten Füßen von mannigfach wechselnder Stärke und Höhe (Fig. 321; Fig. 322). Auch sind sie an beiden Lang-

Fig. 321.



seiten offen, nur am Kopf- und Fussende mit einer Art von Lehne versehen, wovon die Lehne am Kopfende stets die untere weit überragt. Beide Lehnen, sonst völlig gleichartig, waren vermuth-

¹ M. Engelhard. Herrad. Atlas Taf. VIII mehrfach.

lich von Metallstäben oder von metallenen Pfosten mit dazwischen ausgespannten ledernen Gurten zusammengesetzt, so dass sie dem Drucke nachgaben (vergl. *Fig. 322*). In allem Uebrigen entsprechen sie den bereits geschilderten Betten, nur dass sie im Einzelnen noch reicher geschmückt und fast stets mit einer zu Häupten befindlichen Hängelampe erscheinen (*Fig. 322*).

Fig. 322.



d. e. Die Truhen, die Kästchen und die noch ferner hierhergehörigen Gerätschaften sind stets nur sehr flüchtig angedeutet, dürften indessen das diesen Geräthen seither eigene Gepräge mit geringer Abweichung in der verzierenden Ausstattung ziemlich gleichmässig bewahrt haben ¹ (S. 820). —

III. Hinsichtlich nun einer weiteren Durchbildung des Geräthlichen überhaupt seit dem Beginn des dreizehnten

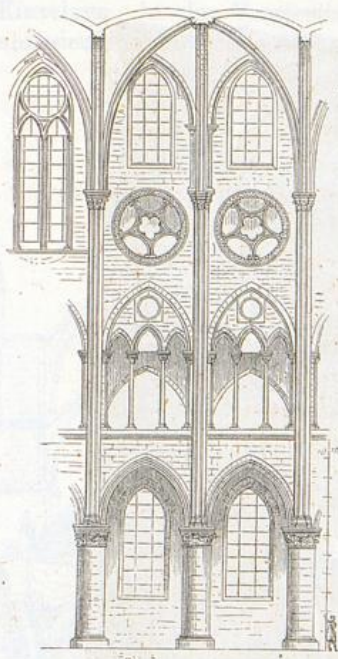
¹ Viollet-le-Duc a. a. O. S. 23; S. 63; S. 76 m. Abbildgn.

Jahrhunderts, scheint es, dass man dann wiederum zunächst die einmal dafür gewonnenen Formen im Ganzen etwa noch während der Dauer von fünfzig Jahren beibehielt. Erst von da an wenigstens lassen die aus diesem Zeitraum noch vorhandenen Geräthschaften und geräthlichen Abbildungen eine abermalige Abwandlung wahrnehmen, und nun zwar im Geiste jener Kunstrichtung, welche, am Schluss des zwölften Jahrhunderts wahrscheinlich von Nordfrankreich ausgehend, die gothische oder germanische genannt, auch ihren Ausdruck wiederum vor allem, gleich der „romanischen“ des zehnten Jahrhunderts, in der Baukunst dauernd fand. Indessen, wenn auch jene Umwandlung erst so spät zur Erscheinung gelangte, trat doch nichtsdestoweniger auch schon gleich zu Anfang des Jahrhunderts in der Ausübung der Künste sowohl, als auch der Handwerke im weiteren Sinne, ein, im Gegensatz zu früher, völlig verändertes Verhältniss ein. Denn wenn bisher diese Handtirungen fast lediglich durch die Geistlichkeit ihre Förderung erfahren hatten, gingen sie seitdem mit in Folge der Ausbildung des Städtewesens und des zunehmenden Wohlstands der Bürger auf das Bürgerthum selber über, wo sie sich dann durch Befestigung der einzelnen Zünfte und Innungen alsbald zu dem Grade entfalteten, dass sicher wohl jede Concurrenz von geistlicher Seite erliegen musste. So aber blieb es denn auch nicht aus, dass, wie vordem die Geistlichkeit, fortan der bürgerliche Betrieb die Darstellungsform überhaupt bestimmte und somit auch selbst für das Kirchengeräth, obschon gerade hierfür wohl noch zunächst vorwiegend im engeren Anschluss an die Ueberlieferung und fernere kirchliche Bestimmungen.

Soweit nun die neue Richtung in der Baukunst Gestalt gewann, äusserte sich dies in dem Bestreben, die den bisherigen Leistungen immerhin noch eigenthümliche Schwere und Massenhaftigkeit zu noch freierer Gliederung aufzulösen. Demzufolge hatte man den sogenannten Spitzbogen, welcher bei seiner Aufnahme vorerst nur spielend verwandt worden war, allmählig durchgängig an die Stelle des Rund- oder Halbkreisbogens gesetzt, somit zugleich ein dementsprechendes neues Gewölbesystem geschaffen, was denn wiederum nöthigte, im Einklange damit auch die übrigen baulichen Formen umzubilden. Gleichwie schon der Spitzbogen an sich, im Gegensatz zu dem Rundbogen, ein Emporstreben andeutet, wurde nun dies mit Grundgesetz für die Anordnung überhaupt. So in unmittelbarem Anschluss an das jetzt übliche Kreuzgewölbe bildete man alle Einzeltheile sowohl im Innern als auch am Aeusseren in freier aufstrebendem Zuge weit schlan-

ker, und während man damit gleichmässig die Räume sehr beträchtlich erweiterte, fühlte man sich auch dazu gedrängt, sie

Fig. 323.

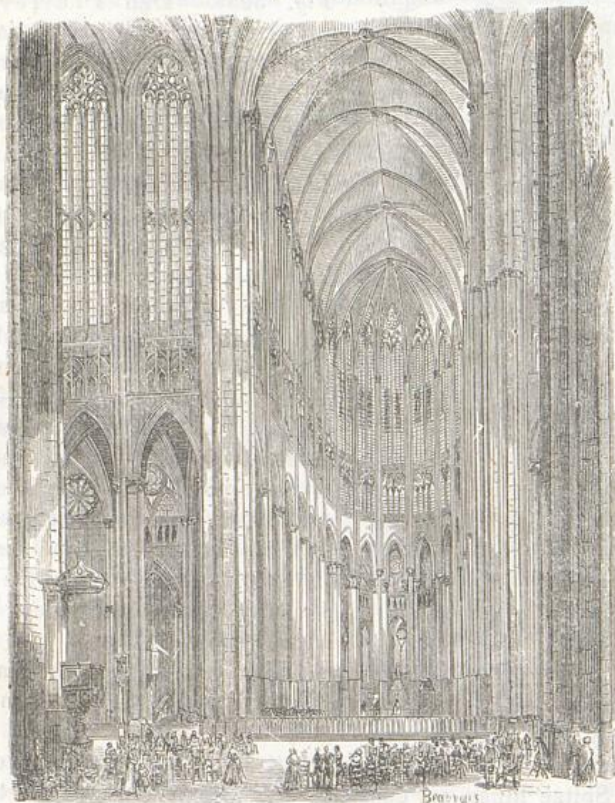


durch demgemäss höhere und weitere Fenster zu erhellen (vergl. Fig. 323). Den Pfeilern und Säulen des Innenraums gab man vorzugsweise die Form von straff sich erhebenden Säulenbündeln, welche, um einen Kern geordnet, sich längs der Scheitel des Deckengewölbes als deren „Rippen“ fortsetzten; ingleichem wurden die Wandflächen der Seitenschiffe und des Mittelschiffs noch insbesondere durch Halbsäulenbündel und „Sprossenwerk“ dergestalt gegliedert, dass es den Eindruck der Masse aufhob (Fig. 324). — Demähnlich verfuhr man ausserhalb, indem man die hier befindlichen Strebepfeiler in gleichem Sinne schlanker und freier emporführte und sie ausserdem, auch zugleich in Verein mit den Strebebögen als den freischwebenden Widerlagen des Oberbaues am Mittelschiff, durch mancherlei Stab- und

Sprossenwerk und kleine Spitzthürmchen oder „Fialen“ in engster Beziehung zum Ganzen setzte (Fig. 325). Alles dies fand sodann seinen Abschluss in den himmelanstrebenden Thürmen, die sich bis zur Spitze hinan in ebenmässiger Gliederung verjüngten und deren man fortan gewöhnlich zwei, einen zur Rechten und einen zur Linken des Haupteinganges aufführte (Fig. 326). — In der verzierenden Ausstattung entsagte man immer mehr und mehr der bisher noch vorwiegenden Strenge, während man die Vorbilder dafür nun überhaupt auch weit häufiger der heimischen Pflanzenwelt entlehnte, Menschen- und Thiergestaltungen aber vornämlich nur noch als eigentlich selbständige Bildwerke behandelte und sie dem Maass- oder Sprossenwerk, das in senkrechter Gliederung in stetem Wechsel vor- und zurücktrat, an dazu geeigneten Stellen, wie hauptsächlich an den Portalen u. s. w. einfügte. Nächst dem aber suchte man sich auch das Wesen des

altrömischen Ornaments noch entschiedener zu eigen zu machen, es der neuen Kunstrichtung gemäss mit heimischen Formen zu vermischen oder diese danach umzuprägen.

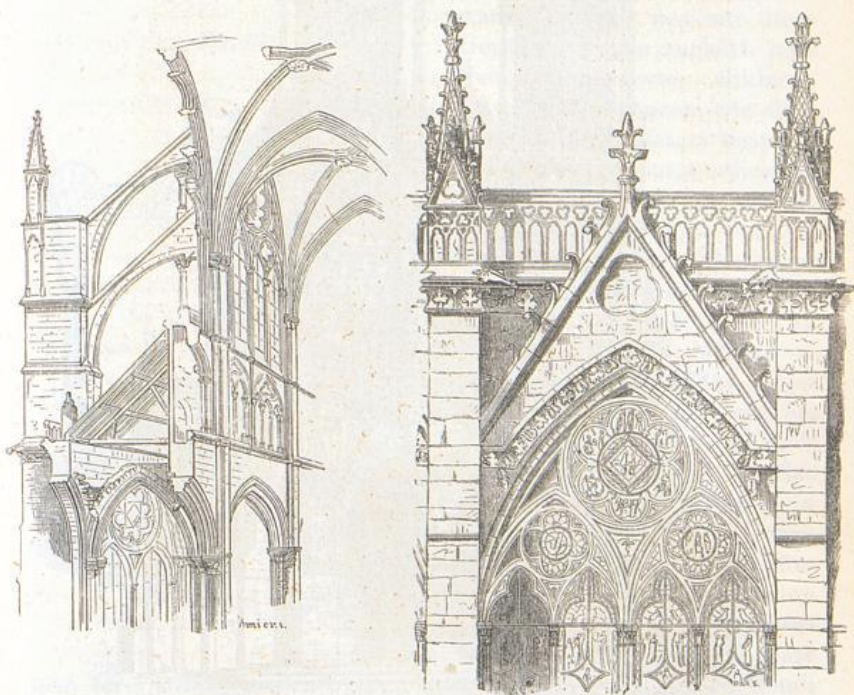
Fig. 324.



A. Unter den Kleinkunsthandwerkern waren es dann wiederum vor allem die Verfertiger des Kirchengeschmucks, welche das so ausgesprochene System in Anwendung zu bringen versuchten. Doch scheint sich dies auch jetzt abermals zuvörderst noch weniger an den Gefässen, wie überhaupt an metallnen Arbeiten, den Kelchen, Patenen, Rauchfässern, Leuchtern u. dergl. geäußert zu haben, als etwa an den Geräthschaften, welche in unmittelbarer Beziehung zu dem Gebäude selber standen, an den eigentlichen Kirchenmöbeln und jenen Reliquienbehältnissen, die man seither schon gemeinlich in baulicher Form zu bilden pflegte.

1. Was die Gefässe anbetrifft, so lassen die noch vorhandenen Beispiele in der That voraussetzen, dass man die einmal gewonnenen Formen selbst bis zum Schluss des dreizehnten Jahrhunderts entweder durchaus beibehielt oder davon doch nur im Einzelnen, in der Verzierung, und auch hierin erst immer nur unbedeutend abwich. Auch selbst das vornehmste der Gefässe,

Fig. 325.

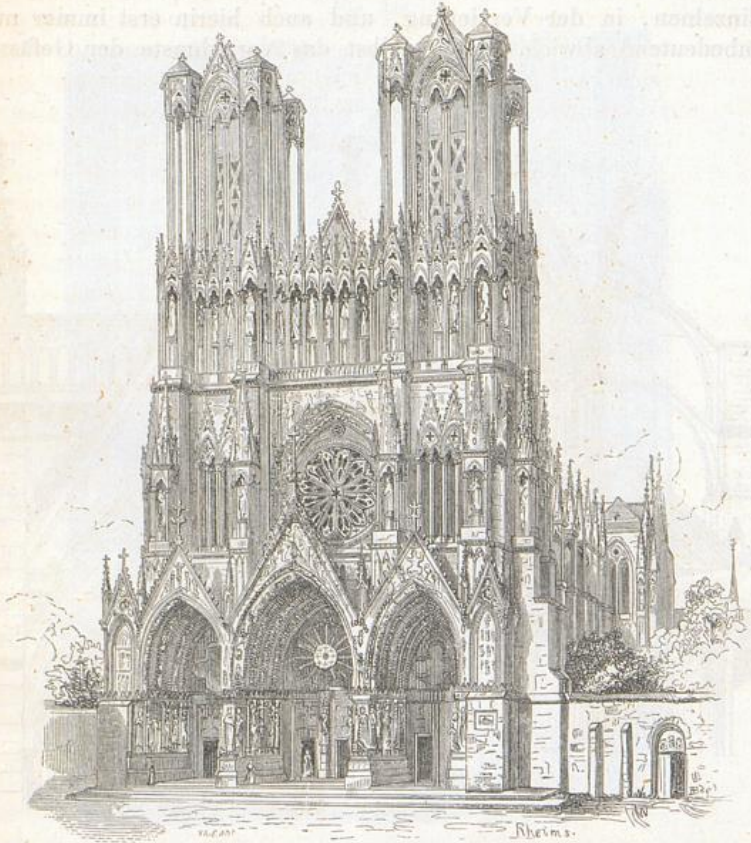


der Abendmahlskelch, blieb dem unterworfen. Und wenn man auch wohl bei dessen Herstellung schon etwas früher dazu schritt, es der neuen Kunstrichtung gemässer, feiner und leichter zu behandeln, geschah auch dies ausnahmsweise und schüchtern, indem man sich wesentlich damit begnügte, theils den Fuss rosettenartig, theils Schaft und Knauf, statt rund, mehrflächig und die Kuppe um wenig höher und schlanker, eiförmiger, zu gestalten.¹ — Sonst aber verdient im Grunde genommen hier

¹ S. oben S. 766 not. 2; dazu die Abbildungen bei Didron. Annales archéol. IV. S. 109; III. S. 206. F. Bock. Das heilige Cöln etc. Apostel-

höchstens nur noch bemerkt zu werden, dass noch zu Ende dieses Zeitraums zwar die Veranlassung zur Einführung eines neuen

Fig. 326.



Kirchengeräths, der „Monstranze“ gegeben ward, dass jedoch dessen wirklicher Gebrauch, verzögert durch äussere Umstände, etwa erst zwischen 1317 und 1330 begann.¹

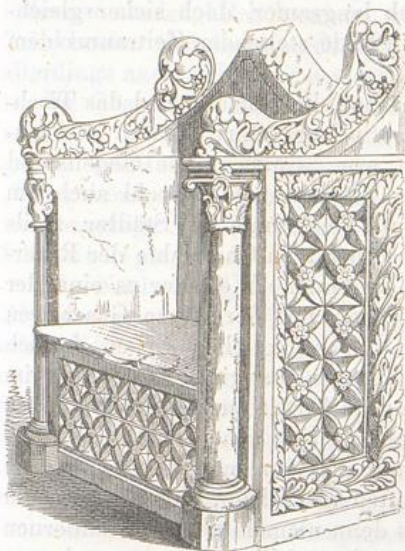
2. Bei den Kirchenmöbeln nun, mit Ausschluss der Leuchter² und der Taufsteine, wofür das vorweg Gesagte gilt, bot zur

kirche. H. Petzold. Schätze mittelalterlicher Kunst in Salzburg. Heft III. Przdziecki et Rastawieki. Monuments du moyen-âge etc. II. Ser. 21. 22.

¹ Vergl. unt. and. E. Heider. Die gothische Monstranze zu Sedletz in Böhmen in: Mittelalterl. Kunstdenkmale des österreich. Kaiserstaats I. S. 55 (Taf. VII). — ² Viollet-le-Duc. Dictionn. raisonn. du mobilier française

Aufnahme des neuen Systems allein schon deren Grundgestalt bei weitem mehr Gelegenheit dar. Fast überall, wo man bei ihnen bisher, wie insbesondere bei den Altären¹ nebst dem Tabernaculum, den Tragealtären,² Bischofssitzen, Chorstühlen, Schränken u. dergl., die früheren architektonischen Formen, den Rundbogen u. s. f. angebracht hatte, wandte man fortan mit mehr oder weniger Rücksicht auf die Gesamtanordnung den Spitzbogen und die damit verbundene Gliederung und Verzierungsart an. Auch

Fig. 327.



waren es denn fast nur diese Geräthe, welche zugleich jene Uebertragung von altklassischen Reminiscenzen, wie eben auch in der Baukunst bestand, in weiterem Umfange zuließen, was indessen, wie es zufolge vorhandener Beispiele der Art erscheint (Fig. 327), überhaupt immer nur vereinzelt und zu meist nur bei Geräthen von Stein, wie Sesseln, Altären u. dergl., die mit dem Bau enger verbunden waren, und auch bei weitem seltner in Deutschland, als am eigentlichen Herde der altklassischen Tradition, in Italien, statt hatte. — Im Uebrigen dürfte hinsichtlich des Einzelnen zu dem darüber schon Mitgetheilten kaum Mehreres hervorzuheben sein, als dass

man fortan die Bischofssitze noch häufiger gänzlich von Metall und dann gewöhnlich in leicht und frei geschwungenen Linien bildete, mit Blätterzierrathen ausstattete und ihre Rücklehne, ziemlich gleichartig wie nun die Rücklehne der Chorstühle (S. 801) zunehmend höher hinaufrückte;³ dass man die Kirchenschranke durch eine noch engere Vereinigung von Schnitzarbeit und Malerei

S. 122; dazu die treffliche Abbildung des „l'arbre de la vierge“ zu Mailand bei: Didron. Annales archéol. XVII. S. 237.

¹ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonné de l'architecture franç. s. l'art. „autel“. — ² Vergl. M. J. Labarte. Descript. des objets d'art qui composent la collect. Debruge Duménils. Paris 1847. S. 737. — ³ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonné du mobilier franç. S. 118. S. 286; bes. S. 288 (m. Abbild.).

viel reicher verzierte,¹ und dass man bei den Reliquienbehältern die Gestalt von sargähnlichen Schreinen oder Koffern allmählig verliess, dagegen, wie bereits angedeutet, die mannigfachsten Formen erfand und insbesondere durchgängig da, wo man die Nachahmung eines Bauwerks, etwa einer Kirche beabsichtigte, ausschliesslich die nun herrschende Bauform, die des Spitzbogens, zum Muster nahm.

B. Ueber das ausserkirchliche Geräth lässt sich wiederum lediglich nach bildlichen Darstellungen urtheilen. Demungeachtet fällt ausser Frage, dass man auch bei dessen Beschaffung, wenn auch im Ganzen noch langsamer, doch sicher gleichfalls noch vor dem Schluss des in Rede stehenden Zeitraums dem neuen Kunstgeschmack huldigte.

1. Unter den Gefässen zunächst blieb fortdauernd das Tischgeräth, die Trinkgefässe und das Speisegeräth, soweit dies zugleich mit zum Prunk bestimmt war, vorzugsweise Gegenstand einer sorgfältigeren Durchbildung. Dies nun aber wohl auch um so mehr, als theils der zunehmende Reichthum der Städte, theils die mit den Turniren verbundenen prächtigen Gastmahle der Ritterschaft, und der zwischen beiden begonnene Wetteifer es einander zuvor zu thun, den Aufwand gerade mit derartigen Geschirren ungemein begünstigen mussten. Im alltäglichen Leben freilich beobachtete man auch jetzt noch durchgängig, namentlich im Bürgerthum, eine strenger gemessene Einfachheit;² bei festlichen Vorkommnissen jedoch, da wo es galt sich sehen zu lassen, versäumten es aber dann ebensowenig die einzelnen Begüterten, als auch die einzelnen Genossenschaften als solche, ihren Reichthum zur Geltung zu bringen, wobei es denn niemals weder an silbernen noch selbst an goldenen Schaustücken fehlte. Der vornehmere Adel blieb nicht zurück. Ihn wiederum überboten die Fürsten, so dass sich bei letzteren namentlich ein solches Gepränge in kurzer Zeit ganz ausserordentlich steigerte. Während das silberne und goldene Tafelgeschirr Kaiser *Friedrichs II.* (gest. 1249) den Werth von eintausend Mark nicht überstieg,³ ward das Silber- und Goldgeschirr, mit dem bei der Krönung Königs *Wenzel* um 1297 die Speisetafeln besetzt waren, auf sechstausend Mark abgeschätzt.⁴

Als Hauptwerkstätten auf deutschem Boden für derartige

¹ Viollet-le-Duc. Dictionn. rais. du mob. franç. S. 3. — ² F. v. Raumer. Geschichte der Hohenstaufen etc. (2) VI. S. 744. — ³ Arnold von Lübeck V. c. 2. Sehr kostbar dagegen war die Ausstattung von Gold- und Silbergeräth seiner Gemahlin *Isabella*, darunter selbst die Küchengeräthe von Silber gewesen sein sollen: F. v. Raumer a. a. O. (2) III. S. 560. — ⁴ Ottocars von Horneck Reimchronik c. 652 ff. bei Th. Schacht S. 302.

Prunkgefässe galten jetzt Augsburg und Nürnberg, jedoch Nürnberg vorzugsweise, das sich noch ausserdem wegen seiner Kupfer-, Eisen- und Holzgeräthe eines verbreiteten Rufs erfreute,¹ während Augsburg noch insbesondere Zinngeschirre und Glaswaaren von bester Güte lieferte.² Da wohl die Mehrzahl dieser Geräthe (bestehend in Bechern, Kannen, Kesseln, Schüsseln, Töpfen u. dgl.) zu gewöhnlicherem Gebrauche bestimmt sein mochte, dürfte sie sich rücksichtlich der Formen vorerst noch wenig von den bisher dafür üblichen unterschieden haben, was auch die freilich nur dürftigen Darstellungen im Allgemeinen andeuten. Wenn indessen ausdrücklich bemerkt wird,³ dass „in Thüringen die Trinkbecher durchweg nach unten zu enger sind,“ so lässt dies allerdings auch selbst auf einen landschaftlich begründeten Wechsel in der Gestaltung zurückschliessen. — In den Abbildungen erscheinen, nächst den auch sonst schon vorkommenden Geräthen, grosse hölzerne Badewannen,⁴ kleine Füllkummen oder „Biergelten“ aus Dauben zusammengesetzt mit Henkel,⁵ grosse rundbauchige Henkelkessel an Ketten über Feuer hängend, Blasebälge⁶ u. A. m. —

2. Nach Massgabe der Darstellungen von „Möbeln“ oder Zimmergeräthen folgte man bei deren Herstellung dem heimischen Kunstgeschmack nicht allein, sondern zum Theil auch noch anderen Einflüssen, von denen wohl die erfolgreichsten, wie dies auch bereits von anderer Seite mit gutem Grunde vermuthet ward,⁷ auf unmittelbaren Anschauungen beruhten, welche man eben um diese Zeit auch im ferneren Orient gewonnen hatte. Für dies letztere spricht namentlich die nunmehrige Beschaffenheit einzelner Ruhebetten und Sessel, hauptsächlich aber der Thronstühle, die jetzt mitunter geradezu auf eine Nachahmung ostasiatischer, indischer Formen hinweist.

a. Unter den Sitzen und zwar vorwiegend unter den Thron- und Ehrensesseln traten nämlich nun neben den bisherigen Gestaltungen mannigfach seltsame Formen auf. Dazu zählten, wie es scheint als die zumeist verbreiteten, hohe umfangreiche Stühle mit runder⁸ oder vieleckiger Sitzplatte und dement-

¹ D. Hüllmann. Städtewesen des Mittelalters I. S. 376. — ² Derselbe a. a. O. S. 240 ff.; S. 380. — ³ Arnold von Lübeck IV. c. 3. — ⁴ F. von der Haagen. Handschriftengemälde und and. bildliche Denkmäler der deutschen Dichter des 12. bis 14. Jahrh. (Abhdlg. 1852) Taf. III. — ⁵ U. F. Kopp. Bilder und Schriften I. S. 126 ff. — ⁶ F. v. d. Haagen. Handschriftengemälde etc. a. a. O. — ⁷ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. du mobilier franç. S. 45. — ⁸ Derselbe a. a. O. S. 48 (m. Abbildgn.).

sprechend angeordneten Rücken- und Seitenlehnen nebst Stützen. Bei allen erstreckten sich die Lehnen (selbstverständlich stets mit Ausschluss der nothwendig lehnfreien Sitzöffnung) in senkrechter Steigung bald ringsherum, bald in geringerer Ausdehnung, so dass sie z. B. bei sechseckigen Sitzen, welche vorzüglich beliebt waren, von den sechs Kanten der Sitzplatte bald drei, bald aber auch fünf umgaben.¹ In letzterem Falle waren mitunter die beiden Lehnen zunächst der Sitzöffnung niedriger als die übrigen. Dabei pflegte man die Lehnen überhaupt gemeinlich nach Art eines ein- oder mehrreihigen zierlichen Gitterwerks zu behandeln und ihre senkrechten Zwischenpfosten mit einem geschnitzten Knauf zu verziern. Diese Pfosten bildeten die unmittelbare Fortsetzung der Stützen, deren Zahl bei den mehreckigen Gesässen der Anzahl ihrer Ecken entsprach, da man jede dieser Ecken mit einer eigenen Stütze versah, bei den runden Sitzen dagegen zu meist nur drei oder vier betrug. An den eckigen Sitzen hauptsächlich beliebte man in einzelnen Fällen auch die Räume zwischen den Füßen mit einem Gitterwerk auszufüllen, ausserdem aber an sämtlichen Sitzen gelegentlich unter den Füßen selbst, gewissermassen als Träger des Ganzen, Thiergestalten (vornämlich Löwen) in kauender Stellung anzubringen. Noch ferner indess stellte man auch sie, gleichwie die bisherigen Thronsitze, auf einen mehr oder minder hohen stufenförmigen Unterbau, nur dass man auch diesen nunmehr zuweilen die Gestaltung der Sitzplatte gab, und stattete sie mit einem eigenen meist reich geschmückten Fussbänkchen aus. — Ziemlich gleichzeitig mit solchen Sesseln, die man gewiss in nicht seltenen Fällen von Elfenbein² u. dgl. herstellte, kamen in zunehmender Verbreitung auch ganz metallne Lehnstühle auf, welche, unabhängig davon, schon mehr dem heimischen Geschmacke gemäss, aus dünnem Stabwerk gearbeitet wurden; ingleichem viereckige Sessel von Holz, gewöhnlich mit Schnitzereien verziert, theils mit vier, theils mit sechs Füßen, die bereits in den neuern Kunstformen vollständigst durchgebildet waren.³ — Von den bisherigen Thronsesseln dagegen verliess man nun die mit ringsum völlig geschlossenem Sitze mehr und mehr (*Fig. 317 e*), ja behielt davon eigentlich nur noch jene gleichsam durch ihr Alter geheiligten sägebockartigen Klappstühle mit Löwenköpfen und Thierklauen bei,⁴ indem man jedoch auch sie allmähig

¹ Viollet-le-Duc. Dictionn. raisonn. du mobilier franç. S. 45 (m. Abbildungen). — ² Arnold von Lübeck III. c. 30; Herzog Ernst v. 2377. — ³ Viollet-le-Duc a. a. O. S. 51 (Abbildg.). — ⁴ Die sichersten Beispiele dafür liefern die Siegel der Fürsten und Bischöfe: vergl. unt. and. M. Lenormant. Le fauteuil de Dagobert. Pl. XXX; C. P. Lepsius. Geschichte der

dem neuen Kunstgeschmack unterwarf. Höchst wahrscheinlich nur auf diese überaus alterthümlichen Stühle, eben als älteste Ehrensitze, im Gegensatz zu den sonst gemeinhin üblichen Bänken und dreifüssigen Schemeln, gründete sich der Rechtsgebrauch, dass der Amtsstuhl des obersten Richters beständig vierbeinig sein musste.¹ — Bei alledem blieb man bei der Ausstattung durch reich verzierte Decken und Polster und einen Baldachin nicht nur stehen, vielmehr suchte dies, wie insbesondere die Kostbarkeit des letzteren,² immer noch prunkender zu entfalten. —

b. Für die gewöhnlicheren Sitze behielt man, wenigstens im Allgemeinen, die bisherigen Grundformen bei, nur dass man davon gleichfalls allmählig die ganz geschlossenen Sitzkasten verliess (*Fig. 319*) und in der Verzierung immer entschiedener dem neuen Geschmacke huldigte. Wo man noch derartige Kasten anbrachte, wie ausnahmsweise bei den Bänken, pflegte man diese fortan gewöhnlich durch Säulchen und sie mit einander verbindende Spitzbögen u. s. w. zu gliedern.³ Im Uebrigen wurden auch diese Sitze noch beständig, wie zuvor, mit Teppichen und Polstern belegt, indem man den früheren Aufwand damit in vornehmen Häusern nun nicht minder noch beträchtlich zu steigern suchte:

alumbe an allen sitzen
mit senften plumiten
manec Gesitz da wart geleit
Druf man tiure kultern breit.⁴

c. Die Tische erfuhren wie es scheint kaum irgend einige Veränderung, es sei denn dass man sie überhaupt nicht mehr nur durch Vereinigung einer Platte mit selbständigen Stützen herstellte,⁵ sondern durchweg von vornherein mit den nöthigen Füßen versah, was indessen die Darstellungen eben insofern zweifelhaft lassen, als in ihnen die grösseren Tische, wie die Speisetafeln vornämlich, stets mit einem bis zum Fussboden reichenden Teppich bedeckt erscheinen (*Fig. 328*). Doch ward es daneben zunehmend üblich, einestheils gerade derartige Tafeln, vorzugsweise in grösseren Räumen, stabil durchaus von Stein anzufertigen, anderntheils (so bei zahlreicheren Gelagen) statt nur an einer einzigen

Bischöfe des Hochstifts Naumburg. Tab. II. 2. Tab. IV. 6. Tab. VI. 9. 10. Tab. VII. 11. 12. A. Worsaae. Nordiske Oldsager etc. S. 153 Nr. 547. S. 154 Nr. 548 u. a. m.

¹ J. Grimm. Deutsche Rechtsalterthümer (2) S. 763; vergl. S. 187. —
² Viollet-le-Duc. Dictionn. raisonn. du mobilier franç. S. 285; bes. S. 92 ff. (m. Abbildg.) — ³ Derselbe a. a. O. S. 35; S. 107. — ⁴ Parzival. v. 627, 22; vergl. Nibelungen v. 1422 u. oft. — ⁵ Viollet-le-Duc a. a. O. S. 256.

Tafel, an mehreren kleineren Tischen zu speisen, welche man allerdings dann nicht selten zugleich als wirkliche Ziergeräthe von Metall oder von Holz beschaffte und an dazu geeigneten Theilen, wie insbesondere an den Füßen, mehr oder minder künstlich

Fig. 328.



verzierte. — Eine solche Durchbildung erhielten denn auch vorzugsweise die kleinen Lese- und Schreibepulte, davon man nunmehr die ersteren häufig gänzlich von Metall, aus Stabwerk, zum Zusammenlegen sägebockartig gestaltete, doch immer so, dass das eine Stabpaar höher als das andere war, damit die Platte für das Buch stets eine schräge Lage bekam.¹ Die Schreibepulte beliest man zwar im Ganzen noch in der bisherigen Form, doch gab man nun deren Fuss zumeist die Gestalt eines viereckigen Pfeilers mit breitausladendem Blätterwerk als Anschlussverzierung an die Schrägplatte.² — Das Schreibzeug bildete nach wie vor ein hornförmiges Dintenbehälter oder aber ein wirkliches Horn, das in einer Art Kästchen steckte, welches zugleich zur Aufbewahrung der Federn und Messer benützt werden konnte.³ Für gewöhnlichere Notizen bediente man sich indess auch noch jetzt, gleichwie seither ganz nach römischer Weise, grosser mit Wachs überzogener Tafeln und eines Griffels zum Einritzen,⁴ eine Art

¹ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonné du mobilier français S. 162; S. 239 (m. Abbildungen). — ² S. z. B. dargestellt am Fusse eines Kreuzes im Museum von St. Omer: Didron. Annales archéolog. XVIII. S. 1; S. 16. — ³ Viollet-le-Duc a. a. O. S. 238. — ⁴ F. v. der Haagen. Handschrif-

der Aufzeichnung, die vielleicht selbst noch bei Rechtsverhandlungen mannigfach in Uebung war, da es hier meist an Tischen fehlte, so dass oft das lange Gewand der Richter deren Stelle vertreten musste.¹ —

d. Die Betten² waren es vorzugsweise, woran sich auch die neue Kunstrichtung im Verein mit dem fortgesetzten Aufwand besonders bethätigte. Ausserdem dass man die Gestelle nun immer künstlicher ausschnittzte, immer reicher mit Elfenbein, edlem Metall u. s. w. belegte³ und durchgängig oben herum mit einer mässig hohen Wandung nebst Oeffnung zum Einsteigen versah, was abermals Gelegenheit zu noch weiterer Verzierung gab (*Fig. 329*), blieb man nicht minder darauf bedacht auch die Pfühle, Decken und Kissen und vor allem die Vor- und Umhänge immer kostbarer zu beschaffen.⁴ Ja, wo dieser Geräte fortan ausführlicher Erwähnung geschieht, ist sogar in den meisten Fällen von letzterer Ausstattung ausschliesslich die Rede, so dass es selbst fast den Anschein gewinnt, als habe man gerade darauf hauptsächlich stets die grösste Sorgfalt verwandt. Als die Nibelungen am Hofe ihres Wirths der Ruhe begehrtten,⁵

„da brahte man die geste in einen witen sal,
darinne si sit namen den totlichen val,
Da vunden si gerihet vil manigin bette breit:
in riet diu küniginne diu aller grözisten leit.

Vil manigen kulter spöhe von Arraz man da sach
von vil lichten pfellen,⁶ und manigen bette dach
von arabischen siden, so si beste kunden sin,
ouch lag in uf den enden von golde herrlicher schin.

Diu dekkelachen hermin⁷ vil menigin man da sach
und ouch von swarzem zobeln, darunter si ir gemach
des nahtes solden schaffen unz an den lichten tak:
ein künik mit sinen vriunden nie so herlich gelag.“

Demähnlich heisst es im *Parcival*:⁸

„Eines was ein plumit
des zieche⁸ ein grüner samit
des nicht von der hohen art,
es was ein samit pastart,
ein kulter ward des bettes dach
nicht wan durch Gawans gemach.
mit einem pfellel sunder golt

verre in heidenschaft geholt
gesteppet uf palmat.
darüber zoch man linde wat
zwei lilachen snevar,
man leit ein wankissen dar
unt der meide mantel einen
härmin, niwe, reinen.“

tengemälde der deutschen Dichter etc. (Abhandlg. 1852) S. 837; Ders. Ueber die Gemälde in den Sammlungen der altdeutschen lyrischen Dichter. 1846. II. S. 29.

¹ U. F. Kopp. Bilder und Schriften. I. S. 120. — ² G. Klemm. Culturgeschichte des christlichen Europas I. S. 130 ff. — ³ Vergl. unt. and. „Herzog Ernst“ v. 2377; dazu *Parcival* 566, 10. Erec 365. — ⁴ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. du mobilier franç. S. 177 (Abbildg.). — ⁵ Nibelungen v. 7329 ff.; vergl. 1421. — ⁶ d. i. Seide. — ⁷ d. i. Hermelin. — ⁸ V. 552, 5. — ⁹ d. i. Ueberzug.

Und ebenso wird auch schon von dem Bett, welches der König *Bela von Ungarn* um 1189 dem Kaiser *Friedrich I.* schenkte,

Fig. 329.



ausdrücklich nur hervorgehoben,¹ dass es „mit prächtig verziertem Kopfkissen und kostbarer Decke versehen war.“

¹ Arnold v. Lübeck III. c. 30.

Die (Kinder-)Wiegen, welche man noch bis zu Anfang des zwölften Jahrhunderts, wenigstens im Allgemeinen, entweder aus einem einzigen Stück Holz oder aus leichterem Korbgeflecht gewöhnlich in Form einer tiefen Mulde ziemlich einfach herstellte,¹ erhielten seitdem immer häufiger die Gestalt von Bettkasten mit untergelegten Wiegehölzern, wobei denn vornämlich die Vorneheren sie mitunter schon ganz in der Art der Betten der Erwachsenen kostbar verzierten und ausstatteten. Da im Jahre 1211 der Landgraf *Hermann von Thüringen* die für seinen Sohn bestimmte Tochter des Königs *Andreas von Ungarn* durch seine Gesandten abholen liess, übergab dieser ihnen sein Kind, welches erst vier Jahre alt war, in einer Wiege von reinem Silber, in der es sodann der Bräutigam, welcher eben neun Jahr zählte, auf der Wartburg in Empfang nahm.² Die Wiege, welche *Friedrich II.* bei seiner Vermählung mit *Isabella* um 1235 als Hochzeitsgabe überreicht ward, war gleichfalls in hohem Grade prächtig, die Decke dazu von Elfenbein, Gold, Muscheln und Perlen höchst kunstvoll gebildet.³ —

e. An den Truhen, Koffern und Laden fand kaum eine weitere Wandlung statt, als dass man in der Form der Beschläge, wie der Verzierungen überhaupt, dem neuen Kunstgeschmack Rechnung trug. Daneben indessen wurde es zunehmend gebräuchlich kleinere Kästchen, wie Schmuckbehälter insbesondere, von denen es unter anderem heisst:⁴

„sie ging in ein schon gaden
vnd nam ir helffenbeinen Laden
da ir zierde inne was.“

ausser durch freie Ornamente, mit Darstellungen von Liebesscenen und auf die Liebe bezüglichen Sprüchen in erhobener Arbeit zu schmücken. In Folge dessen wird angenommen,⁵ obschon mit kaum ausreichendem Grunde, dass diese Kästchen, die auch von Holz und gepresstem Leder gefertigt wurden, als „Minnekästchen“ lediglich zu Brautgeschenken gedient hätten.

f. Da es, wie eben um diese Zeit, unter den Weibern der höheren Stände allgemeiner üblich ward, stets einen Handspie-

¹ Viollet-le-Duc. Dictionn. raisonn. du mobilier franç. S. 37 (m. Abbildgn.). — ² A. Galletti. Geschichte und Beschreibung des Herzogthums Gotha. Gotha 1779. I. S. 76. — ³ F. v. Raumer. Geschichte der Hohenstaufen (2). III. S. 561. — ⁴ Lied von Troye. v. 593. — ⁵ Vergl. bes. F. v. der Haagen. Handschriftengemälde der deutschen Dichter etc. (Abhdlg. 1850.) S. 149; S. 151; S. 154. Derselbe. Gemälde in den Sammlung. d. altdutschen lyrischen Dichter (1846) II. S. 20; dazu C. Becker. Deutsches Kunstblatt. Berlin 1848. Nro. 12 S. 46.

gel bei sich zu führen¹ (diesen an einem kostbaren Bande am Halse oder am Gürtel zu tragen), kamen ziemlich gleichzeitig dafür Rähmchen und eigene Kapseln auf, die man nun häufig ebenfalls, wie jene Kästchen, aus Elfenbein schnitzte und mit Liebesscenen verzierte.² —

g. Mit der Beleuchtung blieb es beim Alten, höchstens ausgenommen nur, dass die Vornehmen bei besonders festlichen Gelegenheiten, aber auch wohl nur bei solchen, neben zahlreicheren Fackeln und Lampen, schon mehrfach auch Wachskerzen anwandten. In Folge dessen kamen nächst den auch sonst schon gebräuchlichen Kronenleuchtern, allmählig eigene Wandlichter auf,³ die indess wohl noch geraume Zeit zu den seltenen Ausnahmen zählten.

h. Ingleichem geschah noch nach wie vor die Feuerung ausschliesslich in Wandkaminen, die nun nicht selten aus „drei viereckigen Feuerrahmen von Marmor“ bestanden.⁴

i. Und so auch erhielt sich noch fortdauernd die Anwendung von Teppichen zur Bekleidung der Innenräume, der Wände und der Fussböden, in stets zunehmender Kostbarkeit.⁵ Bei den Vornehmeren namentlich durfte es fortan bei irgend einer Festlichkeit nimmer daran fehlen, dass

Manec rükelachen
in dem palas ward gehangen
allda ward nicht gegangen
wan uf tepichen wol geworcht
es hat ein armer wirt erworcht.⁶

und vor allem, dass in

des Herzogen palas
was alum und umme gar
behangen mit sperlachen clar
diu meisterlich waren gebriten
wol geworcht und underspriten
mit siden und mit golde.⁷

Wo man der Fussteppiche entbehrte, behalf man sich mit geflochtenen Strohmatten oder mit einer Streu von Binsen und, bei festlichen Vorkommnissen, mit grünen Reisern, Blättern und Blumen, da dann

¹ Willehalm 67, 12. Tristan 11728; 11977. Wigalois 9728. — ² C. Becker u. J. v. Hefner-Alteneck. Geräthschaften des Mittelalters und der Renaissance II. Taf. 2; 41; 69. — ³ Parcival 229, 23. — ⁴ Ders. 230, 5. — ⁵ G. Klemm. Cultur-Geschichte des christlichen Europa I. S. 120. Violet-le-Duc. Dictionn. raisonn. du mobilier franç. S. 262 ff. — ⁶ Parcival 627, 22. — ⁷ Tristan v. 880.

manic gelbe blumen tolde
rosen rot und grünes gras
uf den estrich gestreuet was. ¹

IV. Von den sonstigen Geräthschaften, deren Betrachtung noch erübrigt, waren es zunächst die Spielgeräthe, mit Einschluss der Musikinstrumente, die keine geringe Erweiterung erfuhren. Aus der Reihe der ältesten Spiele vererbten sich durch alle Zeiten vorzugsweise das Würfelspiel und einige einfachere Brettspiele, wozu dann verhältnissmässig schon früh, vermuthlich bereits im achten Jahrhundert, von Spanien, durch die Araber, ² das Schachspiel, und zu den allerdings auch schon seit Alters vielfach gepflegten Kugelspielen, von Italien, die „Boccia“ kam (vergl. S. 452).

A. 1. Vor allem blieb das Würfelspiel fortdauernd das verbreitetste, nicht etwa nur beim niederen Volke, sondern auch unter den höheren Ständen, ungeachtet die Geistlichkeit und die weltliche Gesetzgebung beständig dagegen auftraten. Mit zu den mannigfachen Beschuldigungen, die jene um 963 über den Papst *Johannes XII.* gegen Kaiser *Otto* vorbrachte, gehörte auch, ³ „dass er Würfel gespielt und dabei sogar den Jupiter, die Venus und noch andere Dämonen um Beistand angerufen habe.“ Nichts half es, dass sie eindringlich ermahnte und endlich wohl auch das Volk überzeugte, dass, wie denn noch im dreizehnten Jahrhundert *Reinmar von Zweter* selber schreibt: ⁴

„Der tiuvel schuof daz würfelspil
darumbe, daz er selen vil damit gewinnen wil.“ —

selbst demgegenüber nahm das Spiel und zwar gerade zu dieser Zeit in dem Maasse überhand, dass trotz der sich nun häufenden Verbote ⁵ unter anderem in Paris die Verfertigung von Würfeln eine eigene Zunft hervorrief. ⁶ Auch findet sich in Handschriftengemälden namentlich aus dem Schluss dieses Zeitraums das Würfeln mehrfach dargestellt; ⁷ ebenso das Kugelspiel, das gleichfalls wiederholentlich verboten ward. ⁸

2. Bei weitem geehrter allerdings waren durchgängig die

¹ Tristan v. 886; vergl. *Parcival* 549, 12; *Willehalm* 144, 1. —
² G. Klemm. *Cultur-Geschichte des christl. Europas* I. S. 193; dazu die oben (S. 453) genannte Literatur. — ³ Liutprand. *Geschichte d. Kaisers Otto* c. 10. — ⁴ F. v. der Haagen. *Minnesinger* II. S. 196 ff. Nr. 108 ff. — ⁵ D. Hüllmann. *Städtewesen des Mittelalters* IV. S. 247. — ⁶ F. v. Raumer. *Geschichte der Hohenstauffen* (2) VI. S. 747. — ⁷ F. v. der Haagen. *Ueber die Gemälde in den Sammlungen der altdutschen lyrischen Dichter* II. (1846) S. 17. —
⁸ D. Hüllmann. *Städtewesen* a. a. O.

Brettspiele; davon wiederum hauptsächlich das Schach, das allein schon seiner besonderen kriegerischen Bedeutung wegen beim Ritterstande vorzugsweise sehr schnell Aufnahme gefunden hatte, mit Ausschluss bei einzelnen Ritterorden, wie den Templern, denen es (wie das Spiel überhaupt) ordnungsgesetzlich untersagt blieb.¹ — Zu einem der beliebteren Brettspiele, über deren Ordnung indess sich nichts Näheres angeben lässt, gehörten im dreizehnten Jahrhundert, nächst einem in Felder getheilten Brett, sechs schwarze und sechs weisse Steine, je sechs für einen Spieler bestimmt und, für Beide zugleich, drei Würfel.² Zum Schachspiel dagegen zählten wohl stets die noch heut dafür gültigen Figuren, nur dass sie sich davon in der schon berührten Form und Beschaffenheit unterschieden (vergl. S. 453). Ausserdem bildete man sie sehr gross,³ ja selbst bis zu solchem Umfange, dass man sich ihrer zur Vertheidigung, zum Werfen wirksam bedienen konnte.⁴ Im Uebrigen ward gerade dieses Geräth, da vorwiegend bei den Vornehmen gebräuchlich, schon früh nicht ohne Aufwand behandelt und wie es scheint hauptsächlich das Brett nicht selten sowohl mit eingelegter als auch mit erhobener Arbeit verziert. Unter den zahlreich kostbaren Geschenken, welche *Robert*, König von Ungarn um 1335 dem König von Böhmen, *Johann*, überschickte, befand sich ein Schachbrett, das sich durch Pracht und Kunst vor allem auszeichnete.⁵

B. Die Musikinstrumente⁶ nun blieben zuvörderst wohl auf die wenigen beschränkt, welche von der beträchtlichen Anzahl der einst den alten Römern bekannten,⁷ deren Verfall überdauert hatten. Es waren dies zufolge eines Briefes des heiligen *Hieronimus*

¹ F. v. Raumer. Geschichte der Hohenstauffen (2) I. S. 471. — ² F. v. der Haagen. Ueber die Gemälde in den Sammlungen der altdutschen lyrischen Dichter II. (1846) S. 17. — ³ Vgl. Derselbe a. a. O. I. (1844) Taf III. — ⁴ Derselbe a. a. O. S. 17. — ⁵ D. Hüllmann. Städtewesen des Mittelalters IV. S. 255. — ⁶ Botte de Toulmon. Sur les instruments de musique employés au moyen âge in: Mémoires de la société royale des antiquaires de France (1844) Vol. XVII. E. de Coussemaker. Essai sur les instruments de musique au moyen âge in: Didron. Annales archéologiques III, IV, V, VII, IX, mit zahlr. Abbildgn. (erschien auch selbständig unter dem Titel: Histoire des instruments de musique au moyen âge avec 200 figures d'instruments. Paris.) P. L. Jacob. Curiosités de l'histoire des arts. Paris 1858. S. 373: „Les instruments de musique au moyen âge; dazu, doch wesentlicher das spätere Mittelalter betreffend: G. Kastner. Les danses des morts. Dissertations et recherches historiques, philosophiques, littéraires et musicales etc. m. 190 Fig. s. XX Pl. Paris 1852 und (für das 16. u. 17. Jahrh.) ausserdem: „Die Sammlung musikalischer Instrumente“ im Anzeiger für Kunde der deutschen Vorzeit. Neue Folge. 7ter Jahrg. 1860. Nr. 1 S. 6 ff. m. Abbildgn. — ⁷ S. meine Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. (II.) S. 1316 ff.

mus¹ um den Anfang des fünften Jahrhunderts ausser der schon erwähnten Orgel (S. 160) verschiedene „*Tubae*“ oder Trompeten, das „*Bombulum*“, eine Art Glockenspiel, bestehend aus einer metallenen Stange mit wagerechtem Kreuzbalken, daran sich vierundzwanzig Glocken und zwölf metallene Klöpfel befanden, eine „*Cithara*“ von dreieckiger Form mit vierundzwanzig Saiten bezogen, die „*Sambuca*“ eine aus mehreren Röhren zusammengesetzte Trompete, das „*Psalterium*“ oder „*Nabulum*“ eine hochwahrscheinlich nur kleine viereckige Harfe mit zehn Saiten, das „*Tympanum*“ und endlich der „*Chorus*“ eine vermuthlich dem Dudelsack ähnliche Flöte mit Doppelröhre.

I. Dass von diesen Tonwerkzeugen die nordwestliche Bevölkerung die Orgel erst im achten Jahrhundert, zur Zeit *Pipins* und *Karls des Grossen* kennen lernte, wurde bereits vorweg erwähnt (S. 161); ingleichem dass der *Mönch von St. Gallen* ausdrücklich bemerkt, dass die griechischen Gesandten dem Kaiser *Karl* „alle Arten von Instrumenten überbrachten“ und dass sich die fränkischen Künstler sofort in deren Nachbildung mit Glück versuchten (S. 752). So wenig diese Nachricht nun auch im Einzelnen begründet sein mag, wird mindestens an ihr soviel wahr sein, dass sich eben dieser Kaiser, im Verhältniss zu seinen Vorgängern, nicht minder zuerst, wie alles Andere, was zur Bildung der Sitten beitrug, auch die Förderung der Musik, mithin auch die Ausbildung der Instrumente habe angelegen sein lassen. Auch findet dies seine Bestätigung nicht allein in der ihm vielfach nachgerühmten Vorliebe für musikalische Begleitung namentlich des Kirchengesanges, als auch durch ein noch aus dem neunten Jahrhundert vorhandenes Verzeichniss² der damals gebräuchlichen Tonwerkzeuge, sofern dies nunmehr bereits nicht weniger als vierundzwanzig, wie folgt, aufzählt: „*Tuba, campana, organa, cithara, sambuca, nacaria, tympanum, symphonia, flahuta, dulciana, tibia, sambucus, calamus, psalterium, lyra, sistrum, cornu, blandosa, chorus, taborellus, cabreta, harpa, rebecca* und *fistula*.“

Zu diesen Namen finden sich in gleichzeitigen Bilderhandschriften mannigfache Darstellungen, die, wenn zum Theil auch nur angedeutet, immerhin geeignet sind, mehrere der Instrumente auch der Form nach kennen zu lernen. Dazu gehören, je innerhalb der drei verschiedenen Ordnungen der Tonwerkzeuge überhaupt, vorzugsweise die nachstehenden:

¹ Epistola ad Dardan. De diversis generibus musicorum instrumentis. —

² Manuscript des Aymeric de Peyrac (auf der kaiserl. Bibliothek zu Paris. Mss. Nro. 5944 u. 5945).

1. Klapper- und Schlaginstrumente:¹ — a. Einfache Glocken und Glockenspiele (*Campana*; *Tintinnabulum*). Von den Glocken,² deren bereits im sechsten Jahrhundert Erwähnung geschieht und welche, wie schon vorbemerkt ward, in der abendländischen Kirche seit der Mitte des neunten Jahrhunderts allgemeinere Verbreitung fanden,³ unterschied man zu dieser Zeit⁴ gegossene (*vasa fusilia*) und geschmiedete (*productilia*). Erstere fertigte man aus Bronze oder in seltenen Fällen auch wohl aus einer Mischung von Bronze und Silber,⁵ die letzteren gemeinlich aus Eisen, indem man sie aus mehreren Blechen mit (kupfernen) Nägeln zusammennietete; beide mit wenigen Ausnahmen in der noch heut dafür üblichen Form, jedoch von nur mässigem Umfange. Eine solche genietetete Glocke befindet sich unter dem Namen „Saufang“ in der Cäcilienkirche zu Cöln und datirt, der Ueberlieferung zu Folge, aus dem Anfang des siebenten Jahrhunderts. Sie ist nur 15¹/₂ Zoll hoch, im Ganzen oval, so dass ihre Weite am unteren Rande 13³/₄ zu 8³/₄ Zoll beträgt. — Der Glockenspiele kannte man mehrere. Darunter bestand eines der einfacheren aus einem wagerecht schwebenden Stab mit daran befindlichen Glocken von verschiedenem Umfang (und Ton), die mit einem Hammer geschlagen wurden. Ein anderes, *Cymbalum* genannt, bestimmt mit der Hand geschüttelt zu werden, umfasste achtzehn bis zwanzig Glöckchen. Diese zu zweien oder zu dreien übereinander an Drähten befestigt, hingen sämtlich an einem Ringe, welcher mittelst eines Riemens mit einem ebenfalls ringförmigen Handgriffe verbunden war. Nächstdem erscheint das schon im fünften Jahrhundert erwähnte „*Bombulum*,“ indessen in einer von seiner früheren Gestaltung abweichenden Durchbildung. Nunmehr besteht es aus einer Stange, hergestellt durch zwei spiralförmig zusammengewundene metallne Röhren, die oberhalb rechtwinklig umbiegen. An dem äusseren Ende der Biegung hängt an einer metallnen Kette eine grosse viereckige Tafel oder ein Kasten von Metall, welchen metallne Schuppen bedecken, die höchstwahrscheinlich beweglich waren, während sich an dem Kasten selbst, an jeder der beiden (senkrechten) Langseiten, in zwei Reihen übereinander je drei starke metallene Arme mit Glocken von ver-

¹ Dazu die Abbildungen bei E. Coussemaker in Didron. Annales IV. S. 95 ff. — ² H. Otte. Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie S. 44 ff. — ³ Vergl. die Stellen: Rimberts Leben des Erzbischofs Ansgar c. 32. Jahrbücher von Fulda ad ann. 869 u. 872. Godehards Leben c. 73. Mönch von St. Gallen I. c. 29. Widukind III. c. 73 u. a. m. — ⁴ Walaf. Strabo de exord. et increment. rer. eccles. c. 5. — ⁵ Mönch von St. Gallen I. c. 29.

schiedener Grösse erstrecken. Wurden diese Glocken geschlagen, musste sich der Schall durch die Röhren allerdings sehr beträchtlich verstärken.

b. Eine Klapper und ein „Triangulum“. Davon war die erstere das „*Sistrum*“, das seinen Ursprung in Aegypten hatte.¹ Sie bildete noch ziemlich gleichmässig wie vor Alters einen Reifen von Metall mit metallnen Querstäben, darauf sich metallne Ringe bewegten. Das „*Triangulum*“, ebenfalls altorientalisch, war ein Dreieck von metallnem Stabwerk, zuweilen mit einer Verzierung dazwischen. Jene ward mit der Hand geschüttelt, dieses mit einem Metallstab geschlagen.

c. Schlaghölzer und verschiedene Trommeln. Die Hölzer entsprechen den „*Crotalen*“, deren man sich in ähnlicher Weise wie der Kastagnetten bediente. Die Trommeln bezeichnete man, wie es scheint, noch insgesamt durch „*Tympanum*“. Sie selber bestanden durchgängig aus einem halbkugelförmigen mit Fell überspannten Schallkörper von Metallblech oder von Holz nebst den erforderlichen Schlägeln, hauptsächlich nur in der Grösse wechselnd, darauf sich denn auch wohl ausschliesslich zunächst ihre noch sonstigen Benennungen bezogen. Demnach, und da man die Trömmel an sich erst durch die Ostvölker kennen lernte, dürften, zugleich in Anbetracht der arabischen Namen „*Tabl*“ für die kleineren Tragtrommeln und „*Nakkarah*“ für die grossen Pauken, auch der nunmehrige „*Taborellus*“ und die sogenannte „*Nacaria*“ gleichfalls Trommeln und zwar eben nur solche Trommeln gewesen sein (vergl. S. 843 u. S. 298). Vielleicht auch dass selbst die erwähnte „*Rebeca*“ im Grunde vorerst nichts anderes war als die den Arabern nachgeahmte oder entlehnte „*Darabukkeh*“ (S. 843, S. 299). Noch weiter hierhergehörige Namen waren, schon seit dem siebenten Jahrhundert, „*Tympanellum*, „*Tympanionum*, „*Tabornum*“ und wohl auch selbst „*Symphonia*“.

2. Blaseinstrumente. Davon finden sich Flöten und Trompeten verbildlicht; die Orgel wenigstens mehrfach erwähnt. Letztere heisst „*Organa*“. Zu den Flöten zählten die „*Flahuta*, „*Dulciana*, „*Tibia*, „*Cabreta*“, der „*Calamus*“, „*Chorus*“ und die „*Fistula*“; zu den Trompeten hauptsächlich die „*Tuba*“, das „*Cornu*“ und die „*Sambuca*“.

a. Hinsichtlich der Flöten zunächst scheint man unter dem Namen *Flahuta*, wenn nicht die Flöten überhaupt, doch verschiedene Formen begriffen zu haben. Dahin gehörten muthmasslich

¹ Vgl. meine Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. (I.) S. 111.

vor allem die schon den alten Römern bekannten¹ Einzel- und Doppelflöten von mannigfach wechselnder Länge und Weite, darunter sich die letzteren noch von einander dadurch unterschieden, dass ihre beiden vereinigten Flöten bald gerade und von gleicher Länge, bald die eine kürzer als die andere, bald auch vorn umgebogen war, während zugleich noch die Zahl der Schalllöcher auch ihren besonderen Wechsel erfuhr. — Die „*Tibia*“ entsprach wohl ohne Zweifel auch jetzt noch der altrömischen äusserst einfachen „*Tibia*“ mit Mundstück und vier Schalllöchern, der „*Calamus*“ aber der alten Schalmey, wozu denn vermuthlich auch die „*Dulciana*“ nur als Abart zu rechnen sein dürfte. — Unter „*Fistula*“ dagegen verstand man nun nicht mehr, wie der einst, die mehrröhrige „Pansflöte“, die übrigens gleichfalls Anwendung fand, sondern eine kleine Pfeife etwa nach Art des Flageolet. — Die „*Cabreta*“ glich höchstwahrscheinlich der späteren „*Cabretta*“ oder „*Chevrette*“, auch nur einer Art von Schalmey, mit daran befindlichem Luftbehälter von Ziegefell. — Der „*Chorus*“ endlich, den bereits der heilige *Hieronimus* nennt (S. 843), erscheint jetzt als länglich viereckiger Kasten (vermuthlich von Leder), durch Nägel verbunden, an einer der beiden kürzeren Seiten mit zwei Röhren, an der anderen mit nur einer Röhre versehen, welche das Mundrohr bildete.

b. Von den Trompeten entsprachen die „*Tuba*“ und das „*Cornu*“ wohl ohne Frage den beiden schon von den alten Römern so benannten Kriegstrompeten.² Demnach bezeichnete weder „*Tuba*“ noch „*Cornu*“ nur eine einzige Art, vielmehr „*Tuba*“ alle geraden und „*Cornu*“ alle gebogenen Trompeten, ganz abgesehen von ihrer noch sonstigen Verschiedenheit im Einzelnen. Indess auf Grund solcher Verschiedenheiten erhielten sie sämmtlich wiederum je besondere Benennungen. Und wie man denn wohl die wirklichen Hörner ausschliesslich durch „*Cornu*“ bezeichnete, gab es unter anderem ein *Cornu*, dessen Rohr zu zwei gleich langen einander parallellaufenden Schenkeln halbrund umgebogen war und deren Schenkel fast in der Mitte eine Doppelpöhrre verband (□□□□), das, somit der alten „*Bucina*“ ähnlich, den Namen „*Sambuca*“ (*Sambutta*) führte. Auch das „*Pandorium*“ gehört hierher, über dessen Beschaffenheit jedoch durchaus nichts näheres verlautet.

c. Dass die Orgel³ (*Organa*) gerade während dieses Zeit-

¹ S. meine Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. (II.) S. 1317 ff. — ² S. ebendas. S. 1077 ff. m. Abbildgn. — ³ H. Otte. Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie S. 40; dazu oben S. 160 not. 2.

raums im Abendlande verbessert ward, liess die mitgetheilte Bemerkung des *Mönchs von St. Gallen* voraussetzen (S. 752). Nächst dem aber spricht noch dafür der Umstand, dass sich Papst *Johann VIII.* (zwischen 872 und 882) einen Orgelbauer aus Deutschland verschrieb. Vorläufig jedoch blieben die Orgeln klein und im Ganzen unbeholfen; die Pfeifen von Kupfer und die Tasten schwerfällig und auf höchstens zwölf beschränkt.

3. Saiteninstrumente. — Was sich davon dargestellt findet,¹ deutet auf eine im Allgemeinen noch ziemlich geringe Durchbildung und insbesondere auch darauf hin, dass es vorerst noch sehr wenige wirkliche „Streichinstrumente“ gab, bei weitem die grössere Zahl dagegen noch immer, gleichwie im Alterthum, ausschliesslich theils unmittelbar mit den Fingern (ein- oder zweihändig) angeschlagen, anderntheils mit der einen Hand vermittelt eines eigenen Stäbchens, des alten „Plectrum“, gespielt wurde.

a. Zu den letzteren gehörte die *Lyra*. Sie glich der altrömischen „Lyra“ noch völlig oder wich davon doch nur durch Erweiterung des Schallkastens und eine bogenförmige Vereinigung der beiden Seitenstäbe ab, indem man dadurch zugleich den früheren, wagerechten Stimmstab ersetzte. Die Zahl der Saiten wechselte durchgängig zwischen drei und acht.

b. Die *Cithara* (in Abbildungen beischriftlich als solche bezeichnet) bestand bald aus einem dreieckigen (\triangle), bald aus einem länglich viereckigen, oberwärts halbrund endigenden Rahmen (\square) mit dazwischen gespannten Saiten, deren Anzahl man beliebig von sechs bis zu vierundzwanzig vermehrte. Diese erstreckten sich im ersteren Falle von der längsten Seite des Rahmens in gleichen Abständen von einander gegen die Spitze desselben hin, wo sie ein kleiner Querstab aufnahm, im anderen Fall von einem Schrägstab aus gleichlaufend in der Diagonale. —

c. Das *Psalterium* bildete gleichfalls nur eine entweder dreieckige oder viereckige Umrahmung mit dazwischen geordneten Saiten, indessen war hierbei die Umrahmung, wenn viereckig, theils geradlinig (\square), theils an den Langseiten einwärts gekrümmt (\frown), wenn dreieckig, stets scharf spitzwinkelig (\triangle); auch niemals völlig (mitunter selbst nur bis zur Mitte hin) besaitet, der andere Theil aber, der über dem Querstab, daran die Saiten endigten, mit zwei sich durchkreuzenden Riemen (?) versehen, die vielleicht als Spannriemen dienten. Dazu betrug die Zahl der Saiten mindestens zehn, doch steigerte sie sich nicht selten weit über das Doppelte.

¹ Hierzu die Abbildgn. bei Didron. *Annales* III. S. 76 ff.; S. 147 ff.

d. Die *Harpa* oder *Harfe* hatte theils die Gestalt und Beschaffenheit eines dreieckigen Psalteriums, indem sie sich davon dann nur durch die Art sie zu halten unterschied (∇), theils aber auch schon die völlige Durchbildung der noch heut gebräuchlichen Harfen, mit Schallkasten und Vorderholz (vergl. unten). Letzteres war hauptsächlich im Norden der Fall, wo dieses Instrument überhaupt seit Alters im höchsten Ansehen stand, wie sich denn auch bei einer Abbildung einer derartig ausgebildeten Harfe in einer Handschrift aus dem neunten Jahrhundert die Beischrift „*Cithara anglica*“ findet.¹ —

e. Noch ferner erscheinen dargestellt und zum Theil mit Namen bezeichnet das „*Nabulum*“ oder „*Nablum*“, das „*Choron*“ (*Chorus*), das „*Monocordion*“, das „*Organistrum*“ und eine „*Lyra*“ von ganz eigener Beschaffenheit. — Demnach bildete zunächst das *Nablum* eine Art von Psalterium, entweder wie dieses dreieckig (\triangle), oder völlig halbkreisförmig (\bigcap), die Umrahmung jedoch stets sehr stark, daher auch gelegentlich mit Schnitzwerk verziert; die Saiten, selten mehr als zwölf, stets von dem geraden Rande aus im rechten Winkel gegen einen wagerechten Stab hin gespannt. — Das *Choron* hatte genau die Form der oberwärts halbrund gebogenen *Cithara* (\bigcap), nur dass es meist mit nur vier Saiten bespannt war und zwar dergestalt, dass sich diese als ein Paar (zwei zu zwei je dicht beieinander) von dem äusseren rechten Winkel an dem unteren Rahmstabe gegen den oberen Bogen zu von einander abweichend erstreckten. — Das *Monocordion* bestand aus einem länglich viereckigen Kästchen, oben vermuthlich mit Fell bezogen, an jeder der beiden schmälern Seiten mit einem geraden Stege versehen, darüber eine Saite hinlief, welche um eine Stimmkurbel ging, die sich inmitten einer von diesen schmälern Seitenwände befand. — Das *Organistrum* (*Fig. 330 f*) glich der Form nach einer ziemlich grossen Guitarre mit zwei einander gegenüber angebrachten runden Schalllöchern nebst drei Saiten, die unterhalb über zwei Stege fortliefen und in einer (Dreh-) Kurbel endigten, welche den Rand weit überragte. Dazu war es längs dem Hals mit acht drehbaren Stegen versehen, durch welche man den Ton nach Belieben erhöhen und vertiefen konnte.

f. Jene besondere „*Lyra*“ endlich (in der Darstellung so benannt)² hatte mit der daneben gebräuchlichen altrömischen *Lyra* (*S. 847 a*) nichts gemein, sondern völlig die Gestalt der später üblichen „*Mandoline*“, von der sie sich indess wiederum dadurch

¹ Didron. *Annales* III. S. 148. — ² Ders. a. a. O. S. 152.

wesentlich unterschied, einmal dass sie mit nur einer einzigen Saite bezogen war und dass sie mittelst eines wahrscheinlich metallnen Streichbogens gespielt wurde. Sie, die somit als einer der frühesten Vorläufer der eigentlichen Streichinstrumente überhaupt zu betrachten ist, beweist zugleich durch ihre Benennung, wie denn nicht minder auch schon die Bezeichnung „Cithara anglica“ für die Harfe (S. 848), wie wenig genau man es vorerst noch mit den Benennungen an sich nahm. —

II. Vergleicht man nun mit den sämtlichen bisher betrachteten Tonwerkzeugen die mancherlei Darstellungen und Namen von solchen aus dem langen Zeitraum vom zehnten bis zum vierzehnten Jahrhundert, ergiebt sich, dass die Bezeichnungen, ausser einigen neu hinzutretenden, im Allgemeinen die gleichen blieben, dass indessen in den Formen ein mehrfacher Wechsel statt hatte und eben jene Schwankungen nicht allein nur fort dauerten, vielmehr zum Theil noch dahin führten, dass die altherkömmlichen Namen auf Instrumente übergingen, die ihrer Form und Beschaffenheit nach gänzlich andere waren als die, welche sie einst bezeichneten. Bei weitem der geringsten Veränderung unterlagen die Klapper- und Schlaginstrumente; durchgreifender schon zeigte sie sich bei den Blasinstrumenten, während dann aber die Saiteninstrumente, zugleich auch durch die nunmehr beginnende und rasch zunehmende Fortbildung in Handhabung des Streichbogens, nicht nur die nachhaltigste Umwandlung als auch die zahlreichste Vermehrung erfuhren:

1. Klapper- und Schlaginstrumente. — a. Einfache Glocken und Glockenspiele. Die Glocken wurden nun umfangreicher und fast nur noch von Bronze gegossen; nächst dem (mit Rücksicht auf den Ton) der Rand derselben bald stärker, bald schwächer, der Klöpfel bald länger, bald kürzer gebildet. Eine Glocke zu Hildesheim, um die Mitte des elften Jahrhunderts von Bischof *Azelin* beschafft, soll schon hundert Centner gewogen haben, und das Gewicht der um 1206 auf dem Petersberge bei Halle getauften Glocke „Petronella“ betrug mindestens fünfzig Centner.¹ Die im Thurm „de Bisdomini“ in Siena befindliche Glocke von 1159 ist im Ganzen noch tonnenförmig, was jedoch nur als eine Ausnahme von der Regel zu betrachten sein dürfte. — Die Glockenspiele erhielten zum Theil eine grössere Anzahl von Glöckchen von verschiedenem (regelmässiger abgestimm-

¹ H. Otte a. a. O.

tem) Umfange; auch ward die Person des Schlägers allmählig durch einen Mechanismus ersetzt, welcher die Hämmer leitete. Für das bisherige „Cymbalum“ kam, ohne dessen Form zu verändern, die Benennung *Flagellum* auf.

b. Von den Schlaginstrumenten blieben das „*Bombulum*“ bis ins zwölfte Jahrhundert, das *Sistrum* und *Triangulum* aber gleichmässig unausgesetzt in Gebrauch (S. 845). Daneben brachte man kleine metallene Handbecken zum Zusammenschlagen immer häufiger in Anwendung. — Die „*Crotalen*“ wurden in Frankreich nun zunächst in „*Maronnettes*“, dann, im Verlauf des dreizehnten Jahrhunderts, in „*Cliquettes*“ umgetauft (vergl. *Fig. 229 a*).

c. Die Trommeln, fortan gemeinlich unter dem Namen „*Tamburen*“ begriffen, wurden im Einzelnen vermannigfalt, was denn zugleich eine noch fernere Vermehrung ihrer Namen zur Folge hatte. Mit zu den gewöhnlicheren dieser Namen zählten nun für diejenigen Trommeln, die entweder mit der Hand oder mit einem Schlägel gerührt wurden: „*Tympana*, *Tamburin*, *Taburel*“, und für die zu zwei Schlägeln „*Tabornum*, *Taburium*, *Taburcinum*, *Taborium*“ u. s. f. (vergl. *Fig. 247 c*; *Fig. 253 b*). Ausserdem gab es die *Timbalana*: sie war zylinderförmig von Kupfer, das *Bedon*: eine grosse Trommel mit zwei Schlagseiten u. A. m. —

2. Blaseinstrumente. — a. Die Flöten zuvörderst erfuhren vor allem eine noch weitere Ausbildung, indem man sie nach bestimmteren Gesetzen verkürzte, verlängerte u. s. w.; in gleichem ihre Schalllöcher vermehrte, erweiterte oder zusammenzog und für diese das einfache und doppelte Klappenventil erfand. Somit unterschied man auch immer entschiedener untereinander die einfachen Flöten, die Doppelflöten und Querflöten, und als Besonderheiten darunter die *Syrinx*, den *Chorus*, die *Cornemusa*, die Pfeife oder das *Flageolet*, die *Douzaine* oder *Duciana*, das *Pandorium* (?) u. s. f. — Bei der *Syrinx* oder „Pansflöte“ wurden die Pfeifen nun nicht mehr ausschliesslich nach einer Seite hin stufenförmig, sondern auch zu mehreren (im elften Jahrhundert bis zu neun) in einem Halbbogen (☪) angeordnet. — Der *Chorus*, darunter man in der Folge eine Art von Trommel verstand, hatte nun mindestens bis zum Schluss des elften Jahrhunderts die Gestalt einer kugelförmigen Blase, an einer Seite mit dem Mundrohr, an der entgegengesetzten Seite mit dem Schallrohr ausgestattet; letzteres gewöhnlich in der Form eines Thierkopfes geschnitzt. — Der *Calamus* oder die Schalmei (jetzt auch *Calamellus* und *Calamella*) ward allmählig zum „Hautbois“, daraus

sich dann wiederum mancherlei andere Formen entwickelten (vgl. Fig. 247 d). Dahin gehörte die „*Doucainc*“, die früher sogenannte „*Dulciana*“, und das spätere „*Fagot*“, welches, aus dem oberen Theil des „*Hautbois*“ hervorgegangen, auf wenige Zoll Länge zurückgeführt ward und so nun „*Courtaut*“ oder „*Sourdeline*“ und, in Italien, „*Sambogna*“ hiess. — Die „*Cornemusa*“ war ebenfalls im Grunde genommen nur eine Schalmel, während die „*Musa*“ oder „*Stiva*“, die „*Musetta*“ des zwölften Jahrhunderts, auch wieder zu einem Hautbois heranwuchs. — Die Pfeifen (nun *Flaios* oder *Flauthen*) wurden nicht minder zahlreich vermehrt, so dass es bis zum vierzehnten Jahrhundert nahe an zwanzig Arten gab, als „*Fistula*, *Souffle*, *Pipa*, *Frestel*, *Fretiau* (*Galoubet*)“ u. s. f. Sie sämtlich wurden fast ohne Ausnahme mit der linken Hand gespielt, indem gewöhnlich die rechte den Takt auf einer Trommel oder mit dem Handbecken schlug.

b. Ingleichen, wenn nicht in noch reicherm Umfange, bildete man die Trompeten aus, wie dies wenigstens schon die Zahl der nun auch dafür auftauchenden verschiedenen Namen voraussetzen lässt. Es lauteten diese jetzt hauptsächlich: „*Tuba*, *Lituus*, *Buccina*, *Taurea*, *Cornu*, *Cornix*, *Salpinx*, *Claro*, *Clararius*, *Clario*, *Hadubba*, *Classica*, *Liciniä*, *Siticines*, *Tubesta*“ u. a. — Hier von waren die *Tuba*, *Tubesta* noch immer, wie bisher, lang und gerade, der *Lituus* nur an der Schallmündung gekrümmt, die *Buccina* durchgängig gebogen, später eine Art von Posaune, *Busine* und *Busune* genannt, die *Taurea* das wirkliche Stierhorn, das *Cornu* und *Cornix* hornähnlich gekrümmt, die *Salpinx* (vermuthlich noch wenig verschieden von der „*Salpinx*“ der Griechen und Römer¹) eine tubaähnliche, doch sehr lange Kriegstrompete (vgl. Fig. 247 a), während sich viele der übrigen Namen, wie *Claro*, *Clario*, *Clararius* lediglich auf den Ton bezogen. Einzelne darunter wurden von Holz mit metallenen Beschlügen, die Mehrzahl jedoch aus Metallblech gefertigt, die letzteren nicht selten, wie zur Zeit Friedrichs II.,² durchaus von Silber.

c. Die Orgeln wurden zusehends verbessert, allmählig immer umfangreicher und die Pfeifen von Zinn angefertigt. Dies namentlich seit dem dreizehnten Jahrhundert, seitdem die Herstellung auch dieses Geräths in Laienhand übergegangen war.³ — Ausser den Orgeln zum Kirchengebrauch, davon sich eine mit zehn Pfeifen und vier grossen Blasebälgen (zu jeder Seite des Kastens

¹ S. meine Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. (II.) S. 769 Fig. 288 b. — ² F. v. Raumer. Geschichte der Hohenstaufen (2) III. S. 431. — ³ H. Otte a. a. O. S. 40.

zwei) in einer englischen Bilderhandschrift des zwölften Jahrhunderts dargestellt findet,¹ bediente man sich nun auch zur Begleitung weltlichen Gesangs kleiner Handorgeln, wie es denn mit Bezug darauf heisst:²

„Wanne man den balg ziehet durch die rören gat ein wint,
Obenne in die linde, wo die vögeli sind.“

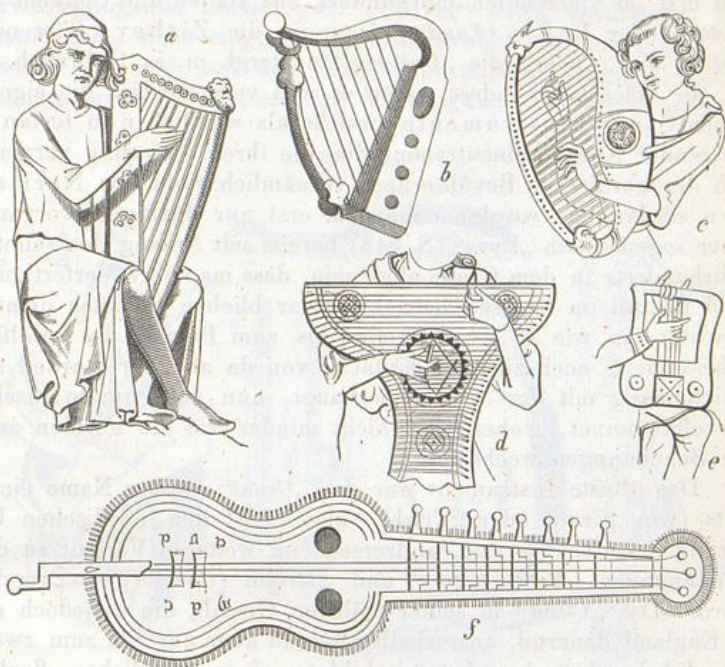
Diese kleinen tragbaren Orgeln bildeten um den Schluss des Zeitraums einen zweischenklich-rechtwinklichen Kasten (□), dessen aufrechtstehender Schenkel die stufenweis angeordneten Pfeifen und (ausserhalb) den Blasebalg, der andere Schenkel die Tasten enthielt. Das Ganze wurde vermittelt eines Bandes um den Hals getragen, so dass es vor der Brust zu liegen kam. Die Linke bewegte den Blasebalg, während die Rechte die Tasten schlug. —

3. Saiteninstrumente. — a. Nächst dem dass die *Lyra* zunächst, obschon noch lange mit Beibehalt ihrer ursprünglichen altrömischen Form (Fig. 330 c), theils durch Erweiterung des Schallkastens, theils auch durch zweckmässigere Einrichtung der Kurbeln und der Seitenstäbe mannigfache Veränderung erfuhr, betraf dies vor allem das *Psalterium* und die *Harpa* in weiterem Sinne. Ersteres namentlich erfuhr bis zum Beginn des dreizehnten Jahrhunderts eine völlige Umwandlung, indem man dasselbe, welches vordem nur eine Art Harfe bildete (S. 847), mit einem Schallkörper austattete. In dieser Durchbildung bestand das „*Psalterium*“ und zwar nun bis tief ins vierzehnte Jahrhundert (Fig. 330 d) aus einer hölzernen Resonanz, die bald rund, bald oblong, bald viereckig (mit geraden oder geschweiften Kanten), bald schildförmig erhoben war, mit darüber wagerecht nebeneinander gespannten Saiten, deren Zahl je nach der Grösse, die ebenfalls mannigfach wechselte, niemals weniger als zehn, doch häufig mehr als zwanzig betrug. Gleichzeitig mit dieser Umwandlung, die etwa im zehnten Jahrhundert statt hatte, ward das alte *Psalterium* und, wie es scheint, auch das *Nabulum*, wesentlich durch die *Cithara* und die eigentliche *Harpa* ersetzt. Von diesen bewahrte die erstere, zum Unterschiede von der Harfe, mit der sie indess auch noch fernerhin dem Namen nach häufig verwechselt ward, ihre ursprüngliche Gestalt, doch auch nicht ohne je nach den Ländern manche Veränderung zu erfahren, wenigstens der Art, dass man fortan von einer „*Cithara barbara, anglica, teutonica*“ u. s. w. sprechen konnte. Demähnlich verhielt es sich mit der Harfe, sofern sich

¹ Abbildung bei H. Otte a. a. O. Didron. Annales IV. S. 31; vergl. daselbst XVI. S. 205. — ² Grosser Rosengarten v. 111 u. 913 bei F. v. Raumer. Geschichte der Hohenstaufen (2) VI. S. 663.

auch deren Wandlungen nun innerhalb ihrer ursprünglichen Form und zwar hauptsächlich darin bewegten, dass man sie von noch verschiedenem Umfange bald mit mehr bald mit weniger Saiten und zunehmend kostbarer herstellte, indem man sie, je nach dem

Fig. 330.



Zeitgeschmack, theils durch eingelegte Arbeit, theils auch durch Schnitzereien verzierte, für welche man gemeinlich Thiergestaltungen zu wählen pflegte (Fig. 330 a. b. c). — Unter „Choron“ oder „Chorus“ verstand man nun ausser dem vorerwähnten gleichnamigen Blasinstrument (S. 850) auch schon mindestens während der Dauer des zehnten Jahrhunderts die ältere vierfach besaitete „Cithara“ (S. 848); unter „Organistrum“ noch bis zum Schluss des zwölften Jahrhunderts¹ ein und dasselbe Instrument, das schon im neunten Jahrhundert so hiess (Fig. 330 f), und unter „Monocordium“ oder „Manicordium“ überhaupt jedes nur mit einer

¹ Didron. Annales VI. S. 314; vergl. M. Engelhard. Herrad von Landsberg. Atlas Taf. VIII.

Saite bezogene Tonwerkzeug. Dazu gestaltete man allmählig aus und neben dem „Organistrum“, durch Verringerung seines Umfangs und Fortbildung seiner Einrichtung, verschiedene kleine Dreh-Instrumente: die *Vielle* oder *Viola*, die *Rebel*, *Rubette* und *Symphonia*, von welchen Namen der letztere einst ein Schlaginstrument bezeichnete (S. 845). Zu dem Allen kamen dann noch, doch wahrscheinlich erst im vierzehnten Jahrhundert, aus Italien und Spanien die „*Luth*“ oder Laute (*Laudis*, *Lutuna*), die Zither (*Citre* oder *Cistre*), die „*Citola*“, die „*Guiterna*“ u. dergl. m. in Gebrauch. —

b. Nächst dem indess waren es nun vorzugsweise die eigentlichen Streichinstrumente, welche als wirklich neu fortan in steigender Anzahl hinzutraten. Sie, die ihren Ursprung vermuthlich der nordischen Bevölkerung, vornämlich wohl den Normannen verdanken, wurden nach dem erst nur dürftigen Vorgange jener sogenannten „*Lyra*“ (S. 848) bereits seit Anfang des zehnten Jahrhunderts in dem Grade allgemein, dass man ihre Verfertigung bald überall im Grossen betrieb. Zwar blieben sie auch demungeachtet, ja wie es scheint selbst bis zum Beginn des zwölften Jahrhunderts noch ziemlich einfach, von da an aber wurden sie, gleichmässig mit der Musik überhaupt, nun auch um so rascher vervollkommnet, wobei dann nicht minder wie die Formen auch die Benennungen wechselten.

Das älteste Instrument war das „*Crou*“, dessen Name einerseits (von „*Crut*“ oder „*Crwht*“ abgeleitet) den nordischen Ursprung desselben verräth, andererseits im weiteren Verlauf zu den Benennungen „*Rote* (*Rotte*)“ und „*Hrotta* (*Chrotta*)“ verwandelt ward. Das „*Crou*“ in seiner frühesten Gestalt, die es jedoch nur in England dauernd, ausserhalb England aber nur bis zum zwölften Jahrhundert bewahrte,¹ bildete einen länglichen flachen Resonanzkasten entweder mit geraden, nach einem Ende zu sich mässig verjüngenden, oder mit leicht eingebogenen Langseiten, der längs seiner Mitte zuerst mit drei, hiernach mit vier und endlich noch mit zwei von diesen sich nach oben entfernenden Saiten bezogen war, die sämmtlich von einem eigenen keilförmigen Holze ausgingen. An dem Ende, das beim Spiel zu oberst gehalten werden sollte, war der Kasten an jeder Seite von einer bald grösseren, bald kleineren länglich viereckigen Oeffnung durchbrochen, dazu bestimmt, die linke Hand zum Greifen der Saiten hindurchzustecken, am anderen Ende, das beim Spiel auf den Schenkel gestützt wurde, zu beiden Seiten mit einem Schalloch

¹ Didron. Annales III. S. 150, S. 151.

und (dazwischen) mit einem Steg versehen, darüber die Saiten hinliefen. Der dazu gehörige Bogen war nur kurz, doch stark gekrümmt und wie es scheint mit nur einer Saite von Metall oder Darm bespannt.

Vielleicht schon vor dem zwölften Jahrhundert, sicher aber seit dessen Beginn, wurde dies „CROUT“ von der aus ihm selber hervorgegangenen „Rotte“ oder „Chrotta“ völlig verdrängt. Die „Rotte“ nun, dazu eingerichtet, nicht sowohl mit dem Bogen gestrichen als auch mit den Fingern gerührt zu werden, bildete demnach gewissermaßen eine Vereinigung des (alten) „CROUT“

Fig. 331.



mit der alterthümlichen „Lyra“. In Absicht dieser zwiefachen Bestimmung hatte man ihr die Gestalt eines länglich runden, hinterwärts mandolinartig gebogenen Resonanzkastens mit Beibehalt der dem „CROUT“ eigenen Durchgrifföffnungen gegeben und die Anzahl ihrer Saiten zwischen drei und sechs festgestellt. Neben solcher Ausbildung des „CROUT“, die sich ohne Veränderung bis ins dreizehnte Jahrhundert erhielt (Fig. 331 e), hatte sich aus dem letzteren jedoch nicht minder schon im zwölften Jahrhundert auch noch eine weitere Gestaltung ergeben, welche zuvörderst zwar ebenfalls „Rotte“ und „Chrotta“ genannt wurde, nichtsdestoweniger aber von ersterer in der Form beträchtlich abwich. Diese Art „Rotte“, von vornherein von sehr verschiedenem Umfange

beschafft, glich demzufolge bald einer Guitarre, bald einem gestreckten Violoncell, bald mit längerem, bald kürzerem Halse, entweder mit drei oder vier (Darm-)Saiten über einen Steg fortgespannt (*Fig. 331 f*). Beim Spiel ward sie mit der linken Hand oberhalb des Halses umfasst, je nach ihrem Umfange entweder gegen die Hüfte gestemmt oder auf den Schenkel gestützt, oder aber, wie das Violoncell, zwischen beide Beine gestellt; und während die linke den Ton bestimmte, mit der rechten vermittelst eines sehr langen und starken Bogens gestrichen (*Fig. 331 f*).

Indem sich diese Umwandlungen des „Crout“ vornämlich in Frankreich vollzogen, entstanden fast gleichzeitig damit, vielleicht auch nur auf Grund desselben, in Italien die „Viola (*Viele*)“ und in Deutschland die „Gige“ (Geige), falls nicht auch diese ihr Vorbild etwa, was allerdings wahrscheinlich ist, in der italienischen „Giga“ fand. Beide, von der zuletzt erwähnten Art der „Rotte“ hauptsächlich nur durch stets geringere Ausdehnung und die Weise sie zu halten verschieden, entsprachen einander sowohl in der Form, als auch darin, dass sie beim Spiel ohne Ausnahme, völlig ähnlich der noch heut gebräuchlichen Geige, mit der Linken am Halse gefasst, entweder gegen die Brust gestemmt oder an das Kinn gelegt und mit der Rechten gestrichen wurden (*Fig. 331 a. b. c*). Der einzige Unterschied zwischen ihnen bestand darin, dass bei der „Gige“, auch „Fidel“ und „Vidale“ genannt,¹ die Zahl der Saiten stets drei betrug, der Hals beständig unmittelbar mit dem Körper zusammenhing und theils länger, theils anders gestaltet (bald vierkantig, bald abgerundet, bald etwas nach auswärts gebogen) war, wie bei der eigentlichen Viola, bei der überdies die Zahl der Saiten zwischen drei und vier betrug und der Hals gemeiniglich in Form eines Veilchens endigte (*Fig. 331 c; Fig. 244 b*). Sonst war bei beiden allzeit gleichmässig der Resonanzkasten zunächst flach und mehr oder weniger abgerundet, in der Folge mehr kegelförmig und die Rückseite ausgebaucht, endlich eiförmig und ziemlich ähnlich dem Körper der „Mandoline“ gewölbt; dazu mit zwei Schalllöchern versehen; der Streichbogen ziemlich lang, doch leicht, und stets mit nur einer Saite bezogen. —

C. Von jenen Spielgeräthen endlich, deren sich Gaukler, Lustigmacher und andere herumziehende „fahrende Spielleute“ u. s. f. zur Belustigung des Volks bedienten,² gehörten schon

¹ Z. B. bei Willehalm I. 145. — ² Vergl. F. v. Raumer. Geschichte der Hohenstauffen (2) VI. S. 748 ff. Ueber Spiele im Allgemeinen: J. Scheible. Die gute alte Zeit, geschildert in historischen Beiträgen etc. aus W. v. Rein-

seit früher Zeit kleine bewegliche Figuren mit zu den beliebtesten. Zufolge einer Abbildung aus der zweiten Hälfte des zwölften Jahrhunderts¹ wurde das Spiel damit gewöhnlich über einem einfachen Tisch von zwei Personen ausgeübt. Dasselbst „*Ludus monstrorum*“ bezeichnet, besteht es aus zwei bekleideten Puppen, fechtende Krieger darstellend, welche die beiden sich gegenüber stehenden Spieler an zwei sich kreuzenden Schnüren hin und her bewegen. —

V. 1. Die Jagdgeräthschaften blieben fortdauernd ohne wesentliche Veränderung auf die bereits erwähnten Spiesse (S. 451) und wenigstens bis zum dreizehnten Jahrhundert auf den einfachen Handbogen beschränkt, von welcher Zeit an man sich allmählig, doch vornämlich nur auf kleines Geflügel, auch der Armbrust zu bedienen pflegte (S. 655). Im Uebrigen aber hatte sich der höhere Adel vorzugsweise schon seit dem Anfang des zwölften Jahrhunderts der Falknerie² mit stets zunehmender Leidenschaftlichkeit zugewandt, so dass diesem in der Folge wesentlich nur noch diese Jagd als wirklich ritterwürdig galt, wie denn unter anderm selbst *Friedrich II.* darüber ein eigenes Buch verfasste. Von den Falken schätzte man vor allem den weiss gefiederten. Und als dem Könige *Philipp August* bei der Belagerung von Akkon ein schöner Falke der Art davon flog, bot er den Türken für dessen Rückgabe vergebens tausend Goldgulden.³ Während der Jagd wurde das Thier (den Kopf mit der Falkenhaube verhüllt, am Fusse mit einer Fessel versehen) auf der linken Hand getragen, daher man diese gegen die Krallen durch einen ledernen Stulphandschuh schützte (*Fig. 245 a c*, S. 561). Zu Jagdhunden wählte man am liebsten die grossen sogenannten *Rüden* und kleine langhaarige Wachtelhunde, *Brache* und *Breckin* genannt.

2. Das Fischergeräth blieb ebenfalls ohne durchgreifende Veränderung (vergl. S. 451), dahingegen das Ackergeräth, wenn auch nicht gerade im Allgemeinen, doch im Einzelnen manche Verbesserung erfuhr.⁴ So erscheint der Pflug insbesondere be-

öhls Sammlungen I. S. 347 ff.; insbes. England betreffend: J. Strutt. *The sports and pastimes of the people of England including the rural and domestic recreations from the earliest period to the present time; illustrated by one hundred and forty engravings. A new edition with a copious index by W. Hone.* London 1845.

¹ M. Engelhard. *Herrad von Landsperg.* S. 96. Atlas Taf. V. — ² J. Voigt. *Die Falknerie der deutschen Ritter in F. v. Raumer. Historisches Taschenbuch.* Berlin 1830. S. 298 ff. „Ueber Ursprung und Fortbildung der Falknerie bei den Jagdliebhabern der ältern und neuern Zeit“ in: F. Vogel. *Geschichte der denkwürdigsten Erfindungen.* Neue Folge I. (1845) S. 172 ff. — ³ F. v. Raumer. *Geschichte der Hohenstauffen* (2) V. S. 425. — ⁴ G. K. Anton. *Geschichte der deutschen Landwirtschaft von den ältesten Zeiten bis zu Anfang des 15. Jahrhdts.* Görlitz 1799.

reits in bildlichen Darstellungen aus dem elften und zwölften Jahrhundert ¹ nicht mehr lediglich in der Gestalt eines nur einfachen Hakenpflugs (vergl. *Fig. 150*), vielmehr auch mit zwei Rädern versehen und überdies in allen Fällen aus mehreren Theilen, der Pflugkrümme (dem „*Pfluoc-gesterze*“ und „*Pfluoc-houbet*“), dem Scharbalken, Schareisen u. s. f. künstlich zusammengesetzt; von zwei oder mehreren Ochsen gezogen, welche das Joch auf dem Kopf tragen (vergl. S. 326; S. 452). Auch kam zu den anderweitigen Geräthen die *Sense*, wenigstens in Deutschland, erst im zwölften Jahrhundert auf. —

VI. 1. Bei der nur geringen Verwendung von Wägen ² zur Beförderung von Personen fand man keine Veranlassung, diese sonderlich auszubilden. So zahlreiche Darstellungen auch davon aus dem Zeitraum bis zum Beginn des vierzehnten Jahrhunderts vorhanden sind, sie sämtlich zeigen noch die Gestalt theils des altrömischen „*Carpentum*,“ ³ theils der altrömischen „*Carruca*“ (daher auch das franz. *Char*, *Charrette*, *Chariot*, *Carrosse*): die von zwei- und vierrädrigen Karren mit viereckigem Wagenkasten, der unmittelbar auf den Achsen ruht, von denen aus sich die Deichsel erstreckt (vergl. S. 736). Ganz dementsprechend beschränkte sich auch die Bespannung fast ausschliesslich auf Kumbgeschirr nebst Zugseilen (Strängen), abgesehen von der Zahl der Pferde, deren man bald zwei nebeneinander, bald zwei zu zwei hintereinander spannte, in welchem Falle das vordere Paar vermittelt seiner Seitenstränge an ein am äussersten Ende der Deichsel hängendes Querholz geschleift wurde. ⁴ Zum Antreiben bediente man sich entweder einer dreistehrigen Geissel oder eines Stabes mit eisernem Stachel. ⁵ — Da solche Einrichtung allen Wägen ohne Ausnahme gemeinsam war, beruhte der ganze Unterschied zwischen den Fracht- und Personenwägen lediglich auf der Art der Ausstattung, wodurch man letztere nun allerdings, oft selbst durch sehr bedeutenden Aufwand an Beiwerk, auszuzeichnen pflegte. Indessen, abgesehen dass es für besonders festliche Vorkommnisse zu allen Zeiten Prachtwägen gab, ⁶ begann

¹ Vergl. unt. and. J. Strutt. *Angleterre ancienne au tableaux des moeurs, usages etc.* II. Taf. X; Taf. XXVI. M. Engelhard. *Herrad von Landsperg* S. 96. Ch. Louandre et Hangard-Maugé. *Les arts somptuaires I. XI. siècle. Laboueurs et charpentiers; XII. siècle, France, Laboueurs etc.* W. J. Hofdijk. *Schets van de geschiedenis der Nederlanden.* Amsterdam 1857. S. 16 m. Abbildg. u. A. m. — ² S. zu den oben (S. 301 not. 1) angeführten Werken noch insbes. Viollet-le-Duc. *Dictionnaire raisonné du mobilier franç.* S. 55. — ³ S. meine *Kostümkunde, Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w.* (II.) S. 1325 ff. — ⁴ M. Engelhard. *Herrad von Landsperg. Atlas* Taf. VI. — ⁵ Thietmar von Merseburg VII. c. 11. — ⁶ Vergl. Helmold I. c. 79.

sich ein solcher Aufwand durchgängiger doch vornämlich erst im dreizehnten Jahrhundert hauptsächlich in Frankreich zu entfalten, indem daselbst eben um diese Zeit, zuvörderst unter *Ludwig dem Schönen*, der Gebrauch von Wägen als Auszeichnung den Damen vom Hofe geboten ward.¹ Im Ganzen bestand nun der Aufwand darin, die Aussenwände des Wagenkastens durch Schnitzwerk und Malerei zu verzieren, den Kasten selbst mit mehr oder minder kostbaren Teppichen (über Reifen) in Halbbogen zu überspannen, ähnlich den heutigen „Planwagen“, und das Innere, auch zugleich um die Stösse zu vermindern, mit zahlreichen Polstern auszustatten. Natürlich blieb es dabei dann nicht aus, dass man auch das Geschirr der Pferde demgemäss reich gestaltete und diese selber gelegentlich mit reich gestickten Decken behing.

2. Neben den Wägen bediente man sich, und zwar zur Beförderung von Kranken² und von Reisenden vorzugsweise, falls diese nicht das Reiten vorzogen, unausgesetzt der Tragesänften,³ nicht minder noch stets von derselben Form, in der sie bereits das Alterthum kannte. Es bildete somit auch hier dies Geräth beständig nur eine Art von offnem oder mit Teppichen umhängtem Bett, das, gleich der altrömischen „*Lectica*“ und dem in südlichen Ländern noch heut allgemein üblichen „*Palankin*“, an jeder der beiden schmälern Seiten mit zwei langen gabelförmig ausladenden Stangen versehen war, dazwischen entweder die Träger gingen oder, für den Zweck weiterer Reisen, gemeinlich Pferde geschirrt wurden (vergl. S. 159; S. 300). In letzterem Falle ging der Leiter mit einer Geissel nebenher. — Auch hierbei erstreckte sich der Aufwand, wie bei den Wägen, auf Schnitzerei und Kostbarkeit der Umhänge und Polster. —

VII. Für die Kriegsggeräthschaften⁴ blieben, ingleichem wie bei den Byzantinern (S. 159), so auch bei den westlichen Völkern, bis zu weiterer Verbreitung des Schiesspulvers,

¹ F. Beckmann. Geschichte der Erfindungen. Bd. I. St. III. S. 410. —
² Thietmar VI. c. 41. — ³ Zu dem oben (S. 300 not. 3) angeführten Werk s. bes. Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. du mobilier français. S. 187. Pl. VI. — ⁴ Vergl. G. Büsching. Ritterzeit und Ritterwesen II. S. 241 ff. F. v. Raumer. Geschichte der Hohenstauffen (2) V. S. 563. G. Klemm. Culturgeschichte des christlichen Europas I. S. 493 ff. J. Scheible. Die gute alte Zeit geschildert in historischen Beiträgen u. s. w. aus W. v. Reinöhls Sammlungen I. S. 378. Viollet-le-Duc. Essai sur l'architecture militaire au moyen-âge. Paris 1858. Desselben Dictionnaire raisonn. de l'architecture française etc. a. m. O. H. Krieg von Hochfelden. Geschichte der Militär-Architektur in Deutschland m. 137 Abbildgn. Stuttgart 1859. u. A. m. F. de Vigne. Vademecum du peintre ou recueil des costumes etc. II. (Ende.) —

mithin bis tief ins vierzehnte Jahrhundert, die altrömischen Kriegsgeräte¹ — die Wurfgeschosse, Wandelthürme, Mauerbrecher, Schutzdächer u. s. f. — stets mustergültig (vergl. S. 302). Ausser den zerstreuten Nachrichten, welche dies für den langen Zeitraum bis zum zehnten Jahrhundert bestätigen,² ist es dann eben für diese Zeit zunächst der Mönch *Richer*, der in seinen zum Theil eingehenderen Schilderungen der Belagerungen französischer Städte zugleich bei Erwähnung dieser Geräte auch deren Herstellungsweise beschreibt. So erzählt derselbe zuvörderst von dem Bau eines Kriegsgeräths, welches König *Ludwig IV.* vor den Mauern von *Laon* um 938 herzustellen befahl:³ „Er liess aus zusammengefühten Bohlen von beträchtlicher Stärke ein Gerüst, wie ein länglich viereckiges Haus, erbauen, darin zwölf Menschen Platz hatten. Die Wände wurden aus den stärksten Eichen, die Bedachung aber aus hartem, fest verbundenem Flechtwerk gemacht. Im Innern brachte er vier Räder an, damit die darin verborgenen Leute das Ganze mit grösserer Leichtigkeit bis dicht an die Burg heranführen konnten. Das Dach war nicht flach, sondern giebelförmig, an beiden Langseiten hin abschüssig, so dass die darauf geschleuderten Steine um so eher herabrollen möchten. Als der Bau beendet war, wurde das Gerüst sofort mit Bewaffneten angefüllt und gegen die Mauer vorgeschoben. Die Feinde versuchten zwar es von oben durch geschleuderte Steine zu zertrümmern, wurden aber durch die Schützen, welche rund umher aufgestellt waren, mit Schimpf und Schande zurückgetrieben. Nachdem also das Gerüst bis zur Burg gebracht worden war, ward ein Theil des Mauerwerks untergraben und umgestürzt.“ — In Weiterem gedenkt derselbe Schriftsteller bei Erwähnung der Eroberung von *Verdun* durch Kaiser *Lothar* um 984 der Herstellung eines Wandelthurms:⁴ „Zur Erbauung dieses Thurms schleppte man hohe an der Wurzel abgehauene Eichen herbei. Vier Balken, dreissig Fuss in der Länge, legten sie dergestalt flach auf den Boden, dass zwei mit einem Abstand von zehn Fuss nebeneinander zu liegen kamen und die zwei anderen mit gleichem Abstände überzwerch (im rechten Winkel)

¹ S. darüber meine Kostümkunde. Handbuch der Geschichte der Tracht u. s. w. (II.) S. 1344. — ² Vergl. über die Belagerung von *Comminges* um 585 *Gregor von Tours* VII. 37, sodann über die Belagerung von *Tortosa* durch *Ludwig den Frommen* um 811 „Das grössere Leben *Kaiser Ludwigs*“ c. 16; dazu „Jahrbücher von *Fulda*“ a. ann. 894 und 896 und endlich über die Belagerung von *Paris* durch die *Normannen* um 885: *Turanne. Le siège de Paris par les Normands traduit du latin d'Alboa avec le texte en regard.* Paris 1850; desgl. *H. de Moynier. Le siège de Paris 885—886.* Paris 1851. — ³ *Richer* II. c. 10. — ⁴ *Ders.* III. c. 105, 106.

auf jenen ersteren befestigt wurden. Der so eingeschlossene Raum mass somit zehn Fuss in der Länge und ebensoviel Fuss in der Breite, während die Balken zu den Seiten ebenfalls zehn Fuss hinausragten (H). Ueber den Stellen, wo die Balken aneinander gefügt waren, richtete man vermittelst Winden vier Pfähle von vierzig Fuss Höhe auf, die, senkrecht gestellt und gleichweit von einander, ein hohes Viereck bildeten. Hiernach legte man an zwei Stellen, nämlich oben und in der Mitte durch alle vier Seiten zehnfüssige Querbalken, welche die vier Eckpfähle fest miteinander verbinden sollten. Von den Enden der Balken aber, auf welchen diese Pfähle standen, wurden vier Stützen in schräger Stellung fast bis an die oberen Querbalken geführt und an die Eckpfähle selber befestigt (A), damit dadurch das Gerüst Halt bekomme und nicht schwanke. Nun wurden über die Querbalken, welche den Thurm in der Mitte und oberhalb zusammenhielten, Bohlen gelegt und diese durchaus mit geflochtenen Hürden bedeckt, damit das Kriegsvolk darauf stehen und aus der Höhe Spiesse und Steine auf die Feinde herabschleudern könne. Als das Gebäude fertig war, gedachten sie es an die Mauer zu schieben. Da sie sich indess vor den feindlichen (Mauer-)Schützen fürchteten, so dachte man auf eine Weise, wie man ohne einigen Verlust dem Feinde nahe kommen könne. Nach längerem Erwägen fand man auch wirklich ein ganz vortreffliches Mittel, um den Thurm an die Mauer zu bringen. Demzufolge verordnete man, dass vier gewaltig starke Baumstämme so in den Erdboden eingesenkt würden, dass davon zehn Fuss vergraben wären und acht über den Boden hervorragten. Diese Stämme wären sodann an den vier Seiten durch möglichst starke Querhölzer fest zu vereinigen, und wenn man die Querhölzer angebracht habe, müsse man darum Seile schlingen. Die Enden dieser Seile wären von den Feinden abwärts zu führen und ihre entgegengesetzten Enden an jenem Thurm zu befestigen, jene ersteren Enden aber an Ochsen gespanne anzuschirren. Die hinterwärts gehenden beiden Enden müssten länger sein als die oberen, die oberen aber in immer kürzeren Zwischenräumen mit dem Gerüst verknüpft, der Art, dass der Thurm zwischen den Feinden und den Ochsen zu stehen komme. So werde man ermöglichen, dass der Thurm sich um ebensoviel der feindlichen Mauer nähere, als die ziehenden Ochsen gespanne sich von derselben abwenden. Mittelst dieser Erfindung¹ also wurde der Thurm, dem man noch insbesondere hölzerne Walzen unter-

¹ Was dem Erzähler als eine neue Erfindung gilt, musste wohl jedem Feldherrn eine altbekannte Sache sein.

legte, damit er sich leichter bewegen liesse, bis zu den Feinden vorgeschoben, ohne dass Jemand zu Schaden kam.“ — Noch ferner gedenkt derselbe Mönch¹ bei der Schilderung der Einnahme von Laon durch *Hugo Capet* um 987 der Herrichtung eines Sturmbocks: „Zu diesem Behufe wurden vier Pfähle von ungewöhnlicher Länge und Stärke, je an der Ecke eines länglichen Vierecks (senkrecht) aufgerichtet und ganz oben, so wie auch am Boden auf allen vier Seiten durch Querbalken möglichst fest miteinander verbunden. Inmitten hatten sie nur an der rechten und linken Seite Querhölzer. Oben auf die Querbalken, welche die aufrechtstehenden Pfähle miteinander verbanden, legte man zwei Stangen so, dass der Drittheil des oberen Abstands der Pfähle von einander zwischen ihnen durchaus frei blieb. Um diese Stangen, welche fest waren, wurden starke Seile geschlagen und an diese (in der Schwebe) ein Balken mit einem äusserst dicken eisernen (Spitz-)Kopf aufgehängt. In der Mitte und am Ende des Balkens waren ebenfalls Stricke angebunden, welche die eisenbeschlagene Masse in Bewegung setzen sollten, indem sie von einer Menge Arbeiter gleichmässig zuerst angezogen und darauf losgelassen würden. Und davon auch heisst dies Gerüst ein Sturmbock, weil der (eisenbewehrte) Balken, nachdem er nach rückwärts angezogen, wie ein Bock mit grosser Gewalt vorwärts stösst; auch ist nichts wirksamer, um Mauerwerk, so stark es auch sei, gänzlich zu zertrümmern. Unter dies Gerüst fügte man in einem Dreieck (· · ·) drei Räder ein, um es dahin, wo es nöthig wäre, leichter wenden und schieben zu können. Da aber der Stadt, wegen ihrer Lage auf einem nicht unerheblichen Berge, nicht leicht beizukommen war, konnte der Sturmbock nicht angewandt werden.“ — Endlich spricht derselbe Schriftsteller, ob schon nur beiläufig, auch noch von Steinschleudern und „anderweitigen“ Wurfmaschinen,² von Leitern,³ mit Eisen bewehrten Stossstangen,⁴ Enterhaken⁵ u. a. m. —

Inwieweit nun diese Geräte, deren man sich unter anderm auch bei der Belagerung von Pressburg zwischen 1052 und 1053 bediente,⁶ allmählig weiter entwickelt wurden, lässt sich zwar nicht näher bestimmen, doch liegt jedenfalls ausser Frage, dass sie gleichmässig mit der Zunahme der Befestigungen überhaupt seit der Mitte des elften Jahrhunderts immer mehr vervollkommenet

¹ Richer VI. c. 22. — ² Derselbe II. c. 9. III. c. 104: „Die Pfeile, Wurfkugeln und andre Geschosse pflogen so hageldicht durch die Lüfte, dass sie aus den Wolken herabzuströmen und aus der Erde empor zu springen schienen.“ — ³ Vgl. Helmold. Chronik c. 19. — ⁴ Richer III. c. 103. — ⁵ Derselbe III. c. 107. — ⁶ Heriman's Chronik a. ann. 1052.

wurden. Die Befestigungen selbst aber waren zum Theil schon zu Anfang des zwölften Jahrhunderts bis zu dem Grade vorge-schritten, dass sich die Belagerer nun nicht selten zur Erbauung von Gegenburgen, sogar von Stein, und zur Herrichtung von umfangreichen Umwallungsmauern mit zahlreich dazwischen angeordneten Belagerungsthürmen veranlasst sahen.¹ Die Kreuz-züge namentlich waren es, welche auch dazu das ihrige beitrugen. Und als es bei der Belagerung Jerusalems² dem andringenden Heer (um 1099) zum Bau des Belagerungsrüstzeuges an Material und Kräften fehlte, brachte eine genuesische Flotte, nächst den dazu erforderlichen eisernen Werkzeugen u. s. w., auch „Künstler mit, welche im Zusammensetzen und Aufrichten von derartigen Maschinen grosse Erfahrung erlangt hatten,“ worauf es denn rasch von statten ging. Die hauptsächlichsten dieser Geräte be-standen in kräftigen Wurfmaschinen, in Schanzkörben zur Deckung der Schützen, und vor allem in Rollthürmen. Daneben erwies sich das Untergraben der Mauern als ganz be-sonders wirksam.

Aus dem bisher Bemerkten sowohl, als auch aus den noch späteren Nachrichten, ergibt sich, dass bei weitem die Mehrzahl dieser Geräte gewöhnlich erst am Ort der Belagerung erbaut wurde. So auch bei der Einnahme von Plune um 1066, wo selbst die Slaven „verschiedene Belagerungswerkzeuge“ herstell-ten;³ desgleichen vor Dimin und Dubin,⁴ dann vor Mailand durch *Friedrich I.* (um 1158 und 1162)⁵ und endlich vor Wurle oder Werle, wo der Herzog, wie erzählt wird,⁶ „aus dem dichten Wald Holz herbeiholen und Kriegsmaschinen erbauen liess, wie er deren zu Cremona und Mailand hatte anfertigen sehen. Diese Maschinen waren sehr wirksam. Die eine, aus Stockwerken zu-sammengefügt, war zum Durchbrechen der Mauer bestimmt, die andere, welche beträchtlich höher und wie ein Thurm her-gerichtet war, liess er über die Burg emporragen, um Pfeile in diese hineinzuschiessen und um die Feinde zu vertreiben, die auf den Brustwehren sich aufhielten.“ Den Ausschlag indessen gab auch hier das Untergraben der Ringmauer, die „bald auseinander zu stürzen drohte.“

Nach dem Allen scheint ziemlich gewiss, dass es nur man-cherlei Kleingeräth, als Leitern, Haken u. dergl., und höchstens

¹ S. das Einzelne bei H. Krieg von Hochfelden a. a. O. S. 360 ff. —

² E. Gibbon. Geschichte des Verfalls und Untergangs des römischen Reichs. XVI. S. 178 ff. (cap. LVIII). — ³ Helmold. Chronik der Slaven c. 25. —

⁴ Derselbe c. 65. — ⁵ Derselbe c. 86. — ⁶ Derselbe c. 92.

die Wurfgeschütze waren, welche man schon von Hause aus vollständig fertig mit sich führte. Dass auch diese anfänglich zunächst den alten Römern entlehnt wurden und somit deren verschiedenartigen zumeist gewaltigen Bogenspannern, den *Arcuballisten*, *Manuballisten*, *Catapulten* oder *Scorpionen*, *Ballisten* u. s. w.¹ entsprachen, dürfte auch nicht zu bezweifeln sein, wie denn aber auch ebensowenig, dass nun auch sie in weiterem Verlauf, ja vielleicht gerade vorzugsweise immer mehr vervollkommen wurden. Ungeachtet ein Beschluss der zweiten lateranischen Kirchenversammlung im Jahre 1139 ausdrücklich² „bei Strafe des Bannes verbot, dass jene todbringende und gottverhasste Baukunst von Wurf- und Pfeilgeschossen fernerhin gegen katholische Christen irgend in Anwendung gebracht werde,“ war es und blieb es Italien, wo sie hauptsächlich geübt wurde. Ohne nun auch von der Einrichtung dieser Geräthe und deren Verbesserungen genügend unterrichtet zu sein, ist doch mindestens so viel sicher, dass sie im Ganzen unausgesetzt, stets ähnlich den altrömischen Geschossen, vornämlich aus kleineren und grösseren Spannwerken theils in Gestalt von Armbrüsten auf umfangreichen Rädergestellen, theils in Form von Schleuderkasten³ von ausserordentlicher Schwungkraft bestanden, letztere namentlich meist dergestalt, dass man mit ihnen ungemein schwere mit Brennstoff angefüllte Fässer, wuchtige mit Nägeln beschlagene Balken, ja selbst Steine von solcher Grösse, dass vier Männer sie heben mussten, unter die Belagerten schleudern konnte. Als sich der Kaiser *Alcarius* um 1203 in Byzanz verschanzte,⁴ „versah derselbe die Stadt ringsherum auf den Bollwerken mit Maschinen, dergleichen noch Niemand gesehen hatte (?). Die Mauer von erstaunlicher Breite und nicht minder bedeutender Höhe, hatte ungemein grosse Thürme, welche etwa fünfzig Fuss voneinander entfernt waren. Zwischen je zwei von diesen Thürmen wurde nach der Seeseite zu, von wo man den Angriff befürchtete, ein hölzerner Thurm von drei bis vier sich von der Mauer aus erhebenden Stockwerken errichtet und zahlreich besetzt. Nächst dem ward zwischen je zwei Thürmen eine Steinschleuder

¹ S. meine *Kostümkunde*. Handbuch der Gesch. der Tracht u. s. w. (II.) S. 1344, dazu bes. die oben (S. 859 not. 4) genannten Werke von *Viollet-le-Duc*. — ² *F. v. Raumer*. *Gesch. der Hohenstauffen* (2) V. S. 563. — ³ Vergl. die Darstellungen von *M. Engelhard*. *Ritter von Stauffenberg*. Strassburg 1823 (S. 97). *Taf. XXV*, *F. v. Aufsess und Mone*. *Anzeiger zur Kunde deutscher Vorzeit* V. *Tab. III.* (um 1220) und *F. v. der Haagen*. *Die Schwanesage*. Berlin 1848. *Taf. III.* (zu von *Trosberg*). — ⁴ *Arnold von Lübeck* VI. c. 20, vergl. V. c. 4 u. VI. c. 17.

(*Petraria*) oder ein „Mangell“ aufgeführt, über den Thürmen aber sehr hohe Thürme von sechs Stockwerken erbaut und von dem obersten Stockwerke nach uns zu Leiterstiegen gelegt, welche Geländer und Brustwehren hatten. Die Köpfe der Leitern waren so hoch, als von unten etwa ein Bogenschuss reicht. Die Ringmauer selber war wiederum von einer niedrigeren Mauer und einem Doppelgraben umgeben, damit keine verborgenen Maschinen bis an die Mauer gebracht werden könnten.“ —

Seit dem Beginn des dreizehnten Jahrhunderts, zugleich mit den nun noch rascheren Fortschritten in dem Betrieb der Befestigungskunst, brachte man die Wurfgeschütze immer zahlreicher in Anwendung. Zuzufolge der aus diesem Zeitraum vorliegenden Schilderungen von Schlachten, nahmen fortan vornämlich sie stets eine der ersten Stellen ein, wobei man sich ihrer theils selbständig, theils in bald weiterer bald engerer Verbindung mit dem anderweitigen Rüstzeuge, den Rollthürmen u. s. f. bediente, indem man im ersteren Falle nicht selten zu ihrer zweckmässigeren Aufstellung eigens hohe Erdaufwürfe oder „*Katzen*“ herrichtete. So wird erzählt,¹ dass bei einer Belagerung nicht weniger denn „zweiundsiebenzig Wägen unaufhörlich beschäftigt waren, (Schleuder-)Steine herbeizuführen, und vier *Bleiden* nebst einigen *Mangen* ohn Unterlass Tag und Nacht arbeiteten, bis Wehr und Erker an der Ringmauer und am Thurme zusammenstürzten;“ nächstdem von den *Tummerern*, einer Art von Geschoss (?) bemerkt:²

„Das ist ein Werk also gethan,
dass man selten dafür kann
gezimmern noch gemauern,
das dafür mag dauern.“

und ferner von den „*Ebenhoch*“ oder Thürmen hervorgehoben,³ dass man auch diese mit Wurfzeug besetzte.

Während dieses Zeitraums verliess man denn auch allmählig den Gebrauch, Belagerungsgeräte überhaupt erst am Ort der Belagerung selbst zu erbauen, sondern versah sich von vornherein wenigstens mit allen dazu erforderlichen Einzeltheilen, so dass es zu deren Herstellung nur des Zusammenfügens bedurfte, was freilich die Bewegung des Heeres nicht unbeträchtlich erschweren musste. Denn als *Ottokar von Böhmen* zum letztenmal gegen die

¹ *Ottokar's von Horneck*. Zeitbuch c. 691 (bei Th. Schacht S. 338).

— ² Derselbe a. a. O. c. 311. — ³ Derselbe a. a. O. c. 310.

Ungarn zog,¹ begleiteten ihn allein vierhundert Wagen voll Belagerungszeug, welches „auseinander zu nehmen und leicht wieder zu verbinden war.“ Und ebenso führte *Heinrich von Breslau* bei einem nur kleinen Heerhaufen doch nicht weniger als hundert Wagen voll von solchem Rüstzeuge mit.² Für die Verschiedenheit desselben, das man im Ganzen jetzt unter dem Namen *Antwerk* zu begreifen pflegte, sprechen die nunmehr dafür gemeinhin üblichen Sonderbezeichnungen, wie unter anderen in folgenden Stellen:

„Do hiez er wüken antwerc
ez wäre tal oder berc,
allumbe an allen siten
er wolt die stadt erstriten.
Dribock und mängen
ebenhorlz und stuben langen
igel, katzen, pfevräre
swie vil iesliches wäre.“³

„an den gründen und an der hoe
mängen und ebenhoe
geschütze, pfevelere
gein die erkere
gedilde hamiden.⁴
gein den turen und den berfriden
manger harte gewere.“⁵

Gegen sämtliche Rüstzeuge, darunter die *Pfevräre* (*Pfevelere*, *Peterüre*, *Petraria*, *Pierrier*) ein Geschütz zum Steinschleudern, und der „*Dribock*“ der Sturmbock war, suchten sich die Belagerten auf mannigfache Weise zu decken.⁶ Mit zu den hauptsächlichsten Mitteln dazu gehörten von Weiden geflochtene Schanzkörbe, in spitzen Winkel verbundene Sturmwände (<), längs den Mauern ausgehängte Säcke voll Heu u. dgl. m., während sie die Geräte an sich durch herabgeschleuderte Steine, durch eiserne Haken oder „Klauen“ und Brandzeug zu vernichten suchten, zu welchem Zweck man auch namentlich das „griechische“ oder, wie es einige spätere Schriftsteller bezeichnen,⁷ das „heidnische, wilde Feuer“ anwandte (vergl. S. 159; S. 302). —

Die Zelte für die niederen Truppen bestanden theils in nur rohen Laubhütten,⁸ theils in groben über Stangenwerk ausgebreiteten Matten und Decken; die der Vornehmen dahingegen wurden nicht selten mit grossem Aufwand aus farbigen, selbst gestickten

¹ Ottokar von Horneck c. 92. — ² Ders. c. 217; vergl. c. 310. —
³ Willehalm 111, 1. — ⁴ D. i. „hölzerne Verhacker“. — ⁵ Lied von Troye
14163. — ⁶ F. v. Raumer. Geschichte der Hohenstauffen (2) V. S. 565. —
⁷ Parcival 149; vergl. Godefroid Hagene Cölnische Reimkronik v. 775.
— ⁸ Willehalm 316, 25.

Tüchern u. s. w. aufgebaut. Ein solches, besonders kostbares Zelt besass unter anderem *Friedrich I.* Es war ein Geschenk des Königs *Bela* und bildete¹ „eine Kuppel von Scharlach mit Teppichen, welche nach der Länge und Breite der Kuppel geschnitten waren.“ Im Uebrigen waren die Zelte durchgängig entweder nur einfach kegelförmig, zuweilen mit einem Knopf auf der Spitze,² oder nach Art eines Giebeldachs;³ doch stets, wie dies noch heut der Fall ist, vermittelst Strängen am Boden gespannt. —

Von den zumeist reich ausgestatteten sogenannten Fahnenwagen, wie solche vornämlich in Italien, als Palladien, gebräuchlich waren, wurde das Nähere bereits bemerkt (S. 637). —

VII. 1. Das Bestattungsgeräth⁴ bestand da, wo es der Kirche gelungen war, an Stelle des altheidnischen Gebrauchs die Verstorbenen zu verbrennen, die Beerdigung durchzuführen, was seit dem vierten Jahrhundert etwa im Allgemeineren geschehen sein mag,⁵ hauptsächlich in Tragebahren und Särgen (vergl. S. 163). — Die Bahren glichen zu allen Zeiten den zu selbigem Zweck noch heut angewandten Todtenbahren, höchstens dass sie in einzelnen Fällen, für besonders geehrte Todte, mehr oder minder reich verziert mit Teppichen behangen wurden und dass man sie nicht ausschliesslich durch Träger, sondern auch gelegentlich durch Pferde oder Maulthiere bis zur Gruft befördern liess.⁶ Auf der Bahre ruhte die Leiche entweder bereits in ihrem Sarge oder frei, gleich einem Schlafenden.⁷ Sie war in Gewändern eingehüllt, die theils in den üblichen Leichentüchern, theils, wie bei der Leiche *Siegfrieds*,⁸ in „reichen pfelle“ oder Seide, theils, zufolge letztwilliger Bestimmung, in besonderer Bekleidung bestanden. So unter anderem schrieb Bischof *Bernward von Hildesheim* (S. 760) ausdrücklich vor:⁹ „dass sein Körper zur Gruft getragen werde nicht wie es bei dem Leichenbegängniss eines Mannes von solchem

¹ Arnold von Lübeck III. 30; dazu die Schilderung der reich ausgestatteten Zelte der Heiden bei Willehalm 316, 25. — ² F. Kugler. Kleine Schriften I. S. 46 (zu „Eneid“). — ³ Vergl. Ch. Louandre et Hangard-Maugé. Les arts somptuaires I. France XII. et XIII. siècle: meubles et objets divers Nro. 8. H. von der Hagen. Ueber die Gemälde in den Sammlungen etc. II. Taf. II. — ⁴ Arthur Murcier. Les sepultures chrétiennes en France d'après les monuments du XI. au XVI. siècle. Paris. „Inhumations au moyen-âge avant Philipp-Auguste“ in: Didron Annales XIV. S. 153; X. S. 38 ff. m. Abbildgn. G. Klemm. Cultur-Geschichte des christl. Europas I. S. 203 ff. W. Augusti. Handbuch der christl. Archäologie (Ausz.) III. S. 556. — ⁵ W. Augusti a. a. O. S. 286; vergl. J. Grimm. Ueber das Verbrennen der Leichen, bes. S. 29; dazu oben S. 736 not. 7. — ⁶ F. Kugler. Kleine Schriften I. S. 46 (zu „Eneid“). — ⁷ Didron. Annales IV. S. 22 (m. Abbildungen). — ⁸ Nibelungen 4216; vergl. 4212. — ⁹ Leben des Bischof Bernward von Hildesheim c. 55; dazu über die Bestattung Kaisers Otto III: Thietmar v. Merseburg IV. c. 33.

Stand Sitte ist, mit einem Mantel angethan, sondern nur mit dem Busskleide bedeckt.“ Ritter wurden mit Helm und Schild, zuweilen in ganzer Rüstung bestattet, Geistliche in ihrem Ornat, Fürsten und Könige nicht selten desgleichen (S. 588). Da später einzelne geistliche Orden die Weltlichen zu überzeugen wussten, dass es für ihr Seelenheil ganz vorzüglich erspriesslich sei, sich in ihrem Ordenskleide beerdigen zu lassen und solches aus Barmherzigkeit gegen bedeutende Summen darboten, standen die Vornehmen nicht an, auch von dieser Gnade Gebrauch zu machen (S. 708). —

2. a. Ward der Verstorbene in einem Sarge bestattet, was auch noch in jüngerer Zeit keineswegs durchgängig geschah,¹ wurde der Sarg, natürlich abhängig von den Vermögensverhältnissen, theils nur äusserst einfach von Holz, theils von Holz doch künstlicher, theils aber auch von Stein oder Metall mehr oder minder kostbar beschafft. — Von den aus Holz anzufertigenden Särgen stellte man die einfachsten anfänglich und auch in der Folge zumeist nur aus einem Baumstamme her, indem man denselben der Länge nach theilte, den einen Theil zur Aufnahme der Leiche dementsprechend tief ausmeisselte, den anderen aber als Deckel benutzte. Nächst diesen allerdings rohsten Behältern, die man ihrer Beschaffenheit wegen „Totenbäume“ zu nennen pflegte, und davon sich einzelne in den bereits vorerwähnten Grabstätten von Oberflacht in Schwaben vorfanden (S. 793), wandte man bettgestellähnliche, von Kisten umschlossene Behälter an, wie deren dort gleichfalls entdeckt wurden (*Fig. 297 ff.*) Später, wenn nicht auch schon gleichzeitig, zog man es vor, auch den hölzernen Särgen die den aus Stein gefertigten seit Alters vorherrschend eigene Gestalt einer länglich viereckigen Kiste mit giebelförmigem Deckel zu geben (vergl. *Fig. 82*).

b. Für die steinernen „Sarkophage“ wählte man fortdauernd nach wie vor entweder Sandstein oder Marmor oder noch kostbareres Material, wie Porphyr, Granit, Basalt u. dergl. Als man sich dazu anschickte, die Leiche *Siegfrieds* zu bestatten,²

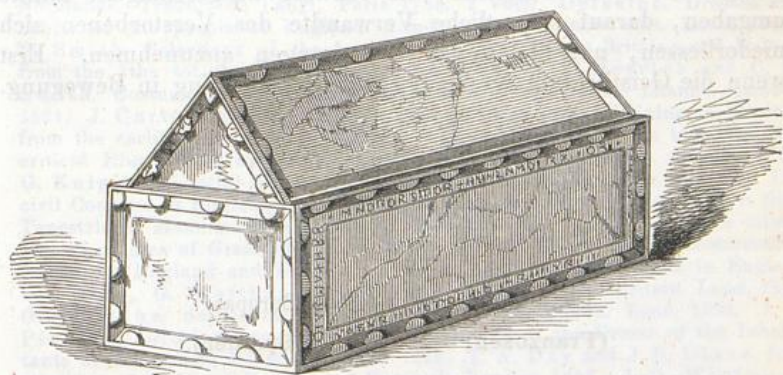
„Smide hiez man gahen bewürken einen sark,
von edelm mermelsteine vil michel unde stark,
man hiez in vaste binden mit gespenge guot.“

¹ Noch in jüngerer Zeit pflegte man zuweilen sogar die Leichen der Vornehmsten auf eine nur einfache Bohle zu legen und so der Gruft zu übergeben; vergl. M. Gerber. *Crypta S. Blasiana nova Principum austriacorum* St. Blas. 1785; s. indess dagegen „Jahrbücher von Fulda“ ad ann. 857. —

² Nibelungen v. 4165.

Von diesen Särgen nun bildeten die einfacheren gemeinlich eine nur mässig hohe Platte, die, nach dem Fussende zu verjüngt, den Verhältnissen des Leichnams gemäss dergestalt ausge-meisselt war, dass die Seiten desselben geradlinig, der Kopf in-dessen von einem kurzen Halbkreisbogen umschlossen ward; mit mehr oder minder erhobenem Deckel. Ein solcher Sarg aus rothem Sandstein, inmitten mit einer Oeffnung zum Ableiten der Flüssigkeit, etwa aus dem zwölften Jahrhundert, ward in der Moritzkirche zu Halle an der Saale ausgegraben;¹ noch andere demähnliche Steinsärge, doch höher und mit Deckeln versehen, die sich nach dem Kopfende zu erheben, fanden sich in einem Gewölbe der Hauptkirche zu Troyes vor.² Im Sonstigen bestand der Unterschied zwischen den Steinsärgen überhaupt, ausser in dem Material, vornämlich nur in dem Umfange und in der Weise der Ausstattung. Abgesehen von dem Stoff und Umfang, darüber selbstverständlich stets lediglich Reichthum und Laune entschied, pflegte man sich in Betreff der Ausstattung, nächst anderweitigen Umständen, der christlichen Anschauung zu unterwerfen und auf dem Deckel neben Sinnbildern, die sich auf den Stand des

Fig. 332.



Verstorbenen bezogen, zu Häupten häufiger ein Kreuz in erhobe-ner Arbeit anzubringen,³ die Seitenwände des unteren Theils aber wiederum ohne weitere Beziehung gewöhnlich nur mit Säulen-

¹ H. Otte. Handbuch der kirchlichen Kunstarchäologie, S. 43 m. Abbild. — ² B. Arnaud. Notices sur les objets trouvés dans plusieurs cercueils de pierre à la cathédrale de Troyes. Troyes 1844 bei l'Abbé Cochet. La Normandie souterraine (seconde édition) S. 467 m. Abbildg. — ³ Vgl. die Abbildungen bei Didron. Annales XV. S. 45.

stellungen, je nach der Zeit im Rundbogen- oder im Spitzbogenstil zu verziern. Doch war dies eben auch keineswegs Regel, wie sich denn im Dom zu Parenzo von 1247 ein Sarg durchaus von weissem Marmor befindet, welcher nur mit einer Inschrift und längs den Kanten mit zierlichem Blätterwerk versehen ist (*Fig. 332*).

3. Gleichwie die nichteingesargte Leiche, so auch pflegte man die Särge während der Trauerfeierlichkeit, bei der Ausstellung und dem Transport, mit mehr oder minder reich gestickten Trauerteppichen¹ zu behängen. Dieser Gebrauch war sicher sehr alt; auch findet er sich schon auf der „Tapete von Bajeux“ bei der Beerdigung des Königs Edward dargestellt. Die Grundfarbe solcher Teppiche war schwarz, ihre Stickerei zumeist in Gold oder Silber ausgeführt. Später, seit Ende des zwölften Jahrhunderts, beliebte man sie zugleich mit den Wappen des Verstorbenen zu schmücken, sie auch oberhalb längs der Mitte mit einem langen und breiten Kreuz von weisser Farbe zu besetzen. Ueberhaupt aber nahm der Aufwand bei Bestattung der Vornehmen seit jener Zeit namentlich in Italien in stets steigendem Grade zu, so dass dies, wengleich ohne Erfolg, mehrfach Verbote nach sich zog. Mit zu derartigen Schaustellungen gehörte z. B. in Bologna,² dass man den Sarg auf einer inmitten der Strasse errichteten Bühne ausstellte, die schwarz ausgeschlagene Bänke umgaben, darauf sämmtliche Verwandte des Verstorbenen sich niederliessen, um die Beileidsbezeugungen anzunehmen. Erst wenn die Geistlichkeit erschien, setzte sich der Zug in Bewegung.

Viertes Kapitel.

Die Völker des westlichen Europas¹

(Franzosen, Engländer, Spanier).

Vergleicht man die bildlichen Darstellungen und sonstigen Ueberlieferungen, welche von diesen Völkern erübrigen, mit denen der vorher betrachteten Zweige, so lassen sie insgesamt eine

¹ Viollet-le-Duc. Dictionnaire raisonn. du mobilier franç. S. 96. —

² F. v. Raumer. Geschichte der Hohenstauffen (2) VI. S. 727.

¹ Zu nennen sind auch hierfür zunächst die schon (S. 457 not. 1 unter I.) verzeichneten Werke „Ueber das Kostüm des Mittelalters im Allgemeinen“ und die (S. 459) genannten Werke von F. de Vigne. Vademecum, H. Shaw, R. Jacquemin u. s. w. Nächstem insbesondere I. Für Frank-